

aus  
politik  
und  
zeit  
geschichte

beilage  
zur  
wochen  
zeitung  
das parlament

Hermann Glaser

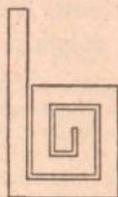
Industriekultur  
und  
demokratische Identität

ISSN 0479-611 X

B 41-42/81

10. Oktober 1981

Hermann Glaser, Dr. phil., geb. 1928, Schul- und Kulturdezernent der Stadt Nürnberg; Autor zahlreicher Bücher zu literarhistorischen, kulturgeschichtlichen, sozialpsychologischen und gesellschaftskritischen Themen. Zuletzt: Jugend zwischen Aggression und Apathie, Karlsruhe 1980; Industriekultur in Nürnberg. Eine deutsche Stadt im Maschinenzeitalter (Mit-Hrsg.), München 1980; Fluchtpunkt Jahrhundertwende. Ursprünge und Aspekte einer zukünftigen Gesellschaft. Band 1 und 2 (Hrsg.), Frankfurt/Berlin/Wien 1981 (Ullstein Taschenbuch); Soviel Anfang war nie. Deutscher Geist im 19. Jahrhundert. Ein Lesebuch (Hrsg.), München 1981; Spurensuche. Deutsche Familienprosa, Freiburg/Heidelberg 1981; Maschinenwelt und Alltagsleben. Industriekultur in Deutschland vom Biedermeier bis zur Weimarer Republik, Frankfurt 1981; Die Nürnberger Massenverhaftung. Dokumente und Analysen (Hrsg.), Reinbek bei Hamburg 1981 (rororo-aktuell).



Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung,  
Berliner Freiheit 7, 5300 Bonn/Rhein.

Redaktion: Dr. Gerd Renken, Dr. Klaus Wippermann, Paul Lang.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, Fleischstr. 61—65, 5500 Trier, Tel. 0651/46171, nimmt entgegen

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preis von DM 12,60 vierteljährlich (einschließlich DM 0,77 Mehrwertsteuer) bei Postzustellung;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von DM 6,50 zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

# Industriekultur und demokratische Identität

## Ein Lagebericht

Aufgabe dieses Beitrages ist es, einen Überblick über die theoretischen und pragmatischen Aspekte des Begriffs „Industriekultur“ zu geben: was die Bemühungen um die Erforschung der Maschinenwelt und des Alltagslebens im 19. und 20. Jahrhundert wie die Umsetzung (Erhaltung und Präsentation) der gewonnenen Erkenntnisse in Ausstellungen und Museen betrifft. Versucht wird zugleich ein Überblick über relevante Materialien zu diesem Themenbereich — wobei die oft schwer zugängliche „graue Literatur“ (Zeitungen, Denkschriften, Exposés etc.), ausführlich zi-

tiert und somit als kleine „Textsammlung“ vermittelt wird.

Die Illustrationen zu ganz wenigen Motiven wollen deutlich machen, daß im besonderen zeitgenössische Photos einen wichtigen Forschungsbereich der politischen Anthropologie des Industriezeitalters darstellen; sie sind ferner als Beispiel dafür gedacht, daß die Arbeit am Thema „Industriekultur“ affektive Anschaulichkeit nicht meiden sollte: im Bemühen um die sinnliche Erschließung von Gedankenräumen und die gedankliche Durchdringung von Erfahrungsbereichen.

## Universalgeschichte und Alltagsgeschichte

„Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ fragte Friedrich Schiller in seiner Antrittsvorlesung als Professor der Geschichte in Jena 1789. Er war von dem Glauben bestimmt, daß die Bruchstücke des historischen Wissens sich zum System, zu einem vernunftmäßig zusammenhängenden Ganzen ordnen ließen; die vorangegangenen Zeitalter hätten sich, ohne es zu wissen oder zu erzielen, angestrengt, „unser menschliches Jahrhundert“ herbeizuführen. Das Studium der Weltgeschichte würde eine ebenso anziehende wie nützliche Beschäftigung gewähren: „Licht wird sie in Ihrem Verstande und eine wohlthätige Begeisterung in Ihrem Herzen entzünden. Sie wird Ihren Geist von der gemeinen und kleinlichen Ansicht moralischer Dinge entwöhnen, und indem sie vor Ihren Augen das große Gemälde der Zeiten und Völker auseinanderbreitet, wird sie die vorschnellen Entscheidungen des Augenblicks und die beschränkten Urteile der Selbstsucht verbessern. Indem sie den Menschen gewöhnt, sich mit der ganzen Vergangenheit zusammenzufassen und mit seinen Schlüssen in die ferne Zukunft vorauszuweichen: so verbirgt sie die

Grenzen von Geburt und Tod, die das Leben des Menschen so eng und so drückend umschließen, so breitet sie optisch täuschend sein kurzes Dasein in einen unendlichen Raum aus und führt das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber“<sup>1)</sup>.

Unser seien alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt heimgebracht hätten. Aus der Geschichte erst würde man lernen, einen Wert auf die *Güter* zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gern unsere Dankbarkeit rauben — kostbare teure Güter, an denen das Blut der Besten und Edelsten klebe, die durch die schwere Arbeit so vieler Generationen errungen wurden. Ein solcher Text als Charakterisierung von „Universalgeschichte“ läßt sich sehr gut auch auf die Alltagsgeschichte anwenden. Das große Gemälde der Zeiten und Völker erscheint dann als ein sol-

<sup>1)</sup> Friedrich Schiller: Sämtliche Werke. Auf Grund der Originaldrucke hrsg. von Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfert, Bd. 4, München-Wien 1976, S. 756 ff. Dazu auch Hermann Glaser (Hrsg.), *Soviel Anfang war nie. Deutscher Geist im 19. Jahrhundert*. Ein Lesebuch, München 1981, S. 177 ff.

ches, das sich aus unendlichem Detail zusammensetzt. Mit der *ganzen* Vergangenheit sich beschäftigen, führt eben unser kurzes Dasein in einen „unendlichen Raum“ und das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber. Die kostbarsten teuren Güter sind jene, an denen das Leiden und die Sehnsucht, die Arbeit und die Mühe, die Hoffnung und die Trauer, der Stolz und die Dankbarkeit so vieler kleben. Zur Identität der demokratisch-republikanischen Gesellschaft können wir alle etwas dazusteuern, wenn wir die Konfigurationen aus allgemeinen und individuellen Fakten wie Erfahrungen ernst nehmen und durch Spurensicherung eine menschenwürdige Geschichtsschreibung betreiben.

Hier gilt — und der Sprung von Friedrich Schiller zu Gustav Heinemann ist nicht so

weit wie er aussieht (von einem Moralisten der Dichtung zu einem Moralisten der Politik) —, was Heinemann 1970 formulierte: „Ich glaube, daß wir einen ungehobenen Schatz an Vorgängen besitzen, der es verdient, ans Licht gebracht und weit stärker als bisher im Bewußtsein unseres Volkes verankert zu werden. Nichts kann uns daran hindern, in der Geschichte unseres Volkes nach jenen Kräften zu spüren und ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die dafür gekämpft und gelebt haben, daß das deutsche Volk politisch mündig und moralisch verantwortlich sein Leben und seine Ordnung selbst gestalten kann“<sup>2)</sup>. Heinemann versucht so, der Geschichtsschreibung einen neuen Sinn zu geben, ihre „Sinnlosigkeit“ (im besonderen angesichts des Weges der deutschen Geschichte nach Auschwitz) zu überwinden.

## Sinnlosigkeit und Sinngebung von Geschichte

Der Schriftsteller und Kulturphilosoph Theodor Lessing (1872 geboren, 1933 im Auftrag des nationalsozialistischen Sicherheitsdienstes als jüdischer Flüchtling im tschechoslowakischen Marienbad ermordet) hatte in einem im Ersten Weltkrieg entstandenen Buch *Geschichte als „Sinngebung des Sinnlosen“* bezeichnet. Der dichterische Vorspruch des Werkes lautet:

„Ihr lehrt: ‚Der Mensch ist Leben.‘ Nein, sag’ ich: Mensch ist Tod.

Ihr lehrt: ‚Das Recht ist Liebe.‘ Nein, sag’ ich: Recht ist Haß.

Ihr lehrt: ‚Die Welt ist Gottes.‘ Nein, sag’ ich: Gottes Wunde ...

Wie darf ich mich beklagen, daß Ihr nicht hören wolltet!“

Ein tiefer Geschichtszweifel bestimmt Lessing (im Gefolge Nietzsches). Die Geschichte wird als Prozeß der Zerstörung entlarvt. Unsere Interpretation der Geschichte sei von einem Mythos bestimmt, an dem die Mächtigen und Machtwilligen je nach Bedarf fortspinnen. Was nach der Entzauberung der Geschichte übrig bleibe, erweise sich als ein blutiges Gemetzel, das der Mensch (der Mann) seit Jahrtausenden veranstaltet, um sich selbst zu beweisen, daß Gott Mensch geworden, daß also der abendländische Mensch (der weiße Mann) Herr der Erde sei<sup>3)</sup>.

Zum Thema *Geschichte* verdüstert sich der Denkhorizont nach den Erfahrungen des 20. Jahrhunderts. Schillers humanitärer „Frohmut“, wie er sich an der Universalgeschichte inspiriert, weicht einem nihilistischen Pessimismus: „Was soll denn sein — im Dunkel leben, im Dunkel tun, was wir können — das soll sein.“ So Gottfried Benn. In einem aus dem Nachlaß veröffentlichten, wahrscheinlich 1943 entstandenen Aufsatz von Benn heißt es: „Der Inhalt der Geschichte. Um mich zu belehren, schlage ich ein altes Schulbuch auf, den sogenannten Kleinen Ploetz: Auszug aus der alten, mittleren und neuen Geschichte, Berlin 1891, Verlag A. G. Ploetz. Ich schlage eine beliebige Seite auf, es ist Seite 337, sie handelt vom Jahre 1805. Da findet sich: einmal Seesieg, zweimal Waffenstillstand, dreimal Bündnis, zweimal Koalition, einer marschieren, einer verbündet sich, einer vereinigt seine Truppen, einer verstärkt etwas, einer rückt heran, einer nimmt ein, einer zieht sich zurück, einer erobert ein Lager, einer tritt ab, einer erhält et-

<sup>2)</sup> Motto des Buches „Maschinenwelt und Alltagsleben. Industriekultur vom Biedermeier bis zur Weimarer Republik“ von Hermann Glaser, Frankfurt am Main 1981.

<sup>3)</sup> Vgl. Elisabeth Lenk, *Das Leben hat keine Geschichte, das Lebendige kein Ziel. Schlaflose Länder ohne Nachtigallen. Die Krankheit Mensch und ihr Prophet Theodor Lessing*, in: *Die Zeit*, 16. 3. 1979.

was, einer eröffnet etwas glänzend, einer wird kriegsgefangen, einer entschädigt einen, einer bedroht einen, einer marschiert auf den Rhein zu, einer durch ansbachisches Gebiet, einer auf Wien, einer wird zurückgedrängt, einer wird hingerichtet, einer tötet sich — alles dies auf einer einzigen Seite, das Ganze ist zweifellos die Krankengeschichte von Irren...“<sup>4)</sup>.

Konnte nach dem Nationalsozialismus (und Stalinismus) Geschichte noch Sinngebung vermitteln? Oder war geschichtliche Sinnlosigkeit in ihrer Abgründigkeit endgültig zutage getreten? Zumindest die deutsche Geschichtswissenschaft mußte nach 1945 höhere ideologische Schuttberge abtragen als jemals in der Geschichte ihrer Disziplin zuvor, so Wolfgang J. Mommsen in einem Beitrag zu den „Gegenwärtigen Tendenzen in der Geschichtsschreibung der Bundesrepublik“<sup>5)</sup>.

Friedrich Meinecke hat kurz nach dem Zweiten Weltkrieg, auch an seinen eigenen historiographischen Bemühungen, die Ursachen „dieser namenlosen Katastrophe“ in einer weit zurückreichenden säkularen Entartung des deutschen Bürgertums und des deutschen Nationalgedankens gesehen. Und mit beidem war die deutsche Geschichtswissenschaft in ihrer überwältigenden Mehrheit stets eng verbunden gewesen. Sie mußte sich nun mit der Frage auseinandersetzen, wieso der Faschismus gerade in Deutschland, einer hochentwickelten und kulturell hochstehenden Nation, in seiner bösartigsten Spielart hatte zur Macht kommen und eine zwölfjährige Herrschaft über die Deutschen, zu guten Teilen mit deren Billigung, ausüben können. Das Ausweichen vor den Konsequenzen einer solchen Fragestellung führte immer wieder zu einem „Unbehagen an der Geschichte“, zu einem „Verlust von Geschichte“. Neue Wege wurden daher gesucht, um den drohenden totalen Kontinuitätsabriß im historischen Bewußtsein abzufangen.

Einer der wichtigsten bestand darin, daß an die Stelle eines Historismus, der sich zur Apo-

theose der eigenen Nationalgeschichte verengt hatte, eine moralorientierte, kritisch-wertende Geschichtsschreibung trat, die auch den Mut aufbrachte, Trauerarbeit mit Anklage zu verbinden. Die Genealogie des Nationalsozialismus wurde aufgezeigt; man nahm nicht nur die Rückständigkeit und die strukturellen Mängel des Verfassungssystems des Kaiserreiches und der Weimarer Republik, sondern auch seine gesellschaftlichen Grundlagen in den Blick. Erkannt wurde die Notwendigkeit sozialhistorischer und sozialpsychologischer Untersuchungen<sup>6)</sup>.

Im Zuge der Auseinandersetzung der neuen Linken mit der affirmativen Kultur verstärkte sich der Trend einer ideologiekritischen, gesellschaftsrelevanten Geschichtsbetrachtung — freilich oft sehr stark auf abstrakte Modelle abgehoben, so daß eine begriffliche Stereotypie sich einstellte, die ihrerseits vielfach undifferenzierter ideologischer Versatzstücke („Spätkapitalismus“) sich bediente. Die ‚Tendenzwende‘ brachte wieder konservative Positionen zur Geltung: „Im Gegenzug gegen die Verdammung des Historismus durch die Vertreter einer ‚kritischen‘, d. h. im Eigenverständnis ‚progressiven‘ Geschichtswissenschaft wird neuerdings auf die Gefahren hingewiesen, die eine Vernachlässigung der klassisch methodischen Postulate des Historismus, namentlich der Methode des einführenden Verstehens und der individualisierenden Analyse, die die Handelnden selbst habe zu Wort kommen lassen, nach sich ziehen könne“<sup>7)</sup>.

Wenn Heiko Obermann dafür plädiert, daß die Geschichtswissenschaft wieder in die Funktion des Suchens nach dem ganz Anderen, nach dem uns Fremden, dem uns Verlorengegangenen oder auch nach dem Geschick der Verlierer eintreten solle, so läßt sich diese Formulierung sehr gut zur Charakterisierung der Aufgabe einer um geschichtliche Alltagserfahrung bemühten historischen Sozialwissenschaft bzw. sozialwissenschaftlich orientierten Historiographie heranziehen. Für einen solchen „Auftrag“ kann das Wort eines Nichthistorikers Leitmotiv sein: „Wenn Geschichte nicht verwechselt wird mit bloß Gewesenem; wenn Geschichte aktiviertes Ge-

<sup>4)</sup> Gottfried Benn, Gesammelte Werke in vier Bänden, hrsg. von Dieter Wellershoff, 1. Band, Wiesbaden 1959, S. 375 ff.

<sup>5)</sup> Wolfgang J. Mommsen, Gegenwärtige Tendenzen in der Geschichtsschreibung der Bundesrepublik, in: Geschichte und Gesellschaft, Heft 2/1981, S. 149 ff. Die nachfolgenden Ausführungen beziehen sich auf diesen Aufsatz.

<sup>6)</sup> Vgl. Wolfgang J. Mommsen, a. a. O., S. 160.

<sup>7)</sup> Wolfgang J. Mommsen, a. a. O., S. 182.

dächtnis ist, eingeholte Vergangenheit; wenn Geschichte betreiben heißt, eine Sache aus ihren Voraussetzungen verstehen und in ihren Folgen; wenn, mit einem Wort, Geschichte als Unterbau der jeweiligen Gegenwart verstanden wird; als Chance, aus Vergangenen das Gegenwärtige zu begreifen und das Künftige zu vermuten: dann ist Geschichte die redlichste Schutzwehr gegen die Verführung durch plakative Illusion und penetrante Ideologie, gegen die Suggestion der heillosen Heilsversprechung.<sup>8)</sup>

Geschichte werde nur dann wieder zu sich selbst und damit zu ihrer Position im Gesamtsystem der geistigen und politischen Kultur finden, meint Theodor Schieder, wenn sie ein Zentrum der Erkenntnis erhält, von dem aus die Widersprüche und Kontraste des geschichtlichen Wesens wieder miteinander verknüpft werden könnten. Dazu gehöre kritisches Vermögen, das heißt die Fähigkeit, die Irrtümer, Fehler, ja Verbrechen in menschlichen Entscheidungen der Vergangenheit zu erkennen, *und* eine Gesinnung, die frei ist von Menschenfurcht, aber auch die Kraft zum Mitleiden, die den Historiker als Menschen mit seinem ‚Objekt‘, dem handelnden Menschen, verbinden sollte<sup>9)</sup>.

Wo aber findet Geschichte, die sich dergestalt als Aufklärung begreift, ihr Objekt, den Menschen? Doch wohl vorwiegend nicht dort, wo Herrschaftsgeschichte sich abspielt, nicht dort, wo äußere Fakten und Daten die Fragen nach dem Sinn von Leben ersticken. Die „Oberflächlichkeit“ der Ereignisgeschichte hat lange Zeit die Geschichte des menschlichen Zusammenlebens „zugedeckt“.

Erst in den letzten Jahren hat sich da ein Perspektivenwechsel vollzogen: „Man denkt sich nicht mehr so leicht in die Pupille Gottes oder des Weltgeistes hinein... Wir beginnen uns vielmehr für uns selbst und für die Herkunft der eigenen Lebensbedingungen, Verhaltensweisen, Deutungsmuster und Handlungsmöglichkeiten zu interessieren: Wie etwa haben sich Leistungsnormen in unseren Körper eingeschrieben? Welche Arbeits- und Besitzver-

hältnisse haben welche Familienkonstellationen herbeigeführt? Welche Verhaltens- und Denkveränderungen hat der Übergang vom Land zur Stadt erzwungen? Wie konnten Arbeiter ihre Lohnverhältnisse konkret verbessern?... In dieser Dimension des Alltäglichen deren schon äußere Geschichte nur mühsam und mit methodischer Phantasie zu erschließen ist, wird nach der Subjektivität derer gefragt, die wir als Objekte der Geschichte zu sehen gelernt haben, nach ihren Erfahrungen, ihren Wünschen, ihrer Widerstandskraft, ihrem schöpferischen Vermögen, ihren Leiden. Mit solchen Fragen stoßen wir, je weiter wir in der sozialen Schichtung nach unten vordringen, auf immer größere Dokumentations- und Überlieferungsschwierigkeiten, die wenigstens für die Generation der Mitlebenden durch Nachfrage im Interview bekämpft werden können. Sie eröffnen aber auch neue Ausblicke: Von unten betrachtet wird das ‚Politische‘ seines verdinglichten Selbstwerts als Staat oder das, was sich durchgesetzt hat, entkleidet und erscheint eher als ein Medium der Auseinandersetzung und Gestaltung. Andererseits zerbröseln abstrakte gesellschaftliche Kategorien und vorschnelle politische Erwartungen, sobald man sich auf die Subjekte und ihre Lebensgeschichten einläßt, deren Verläufe und Haltungen allemal komplexer sind, als es die meisten unserer theoretischen Hypothesen vorsehen. Daraus kann man sich induktive Schübe für komplexe historische Theorien erhoffen.“<sup>10)</sup>

Eine Gesellschaft, die ihren Pluralismus ernst nimmt, basiert auch in der Geschichtswissenschaft auf einem Begriff vom Menschen, der diesen nicht auf *einen* Begriff festlegt. Der Relativismus von Aufklärung bedeutet Skepsis gegen die Endgültigkeit von Vernunftwahrheiten, jenseits des vernunftig-humanen Grundkonsenses der liberalen Demokratie über die Form unseres Miteinanderlebens, bedeutet also ein Bewußtsein der Fragwürdigkeit, Endlichkeit, Fehlbarkeit, Widersprüchlichkeit unseres Wissens sowohl wie unseres Tuns: „Geschichte als Aufklärung ist vom Geist solcher aufgeklärten Skepsis metho-

<sup>8)</sup> Peter Wapnewski, *Rebell im Niemandsland*, in: *Die Zeit*, 8. 7. 1977.

<sup>9)</sup> Theodor Schieder, *Selbstverständnis und Lage der Geschichtswissenschaft heute*, in: *Universitas*, Heft 3/1978, S. 251.

<sup>10)</sup> Lutz Niethammer unter Mitarbeit von Werner Trapp (Hrsg.), *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“*, Frankfurt am Main 1980, S. 9 f.

disch und substantiell getragen. Geschichte als Aufklärung hat von der Übermacht der Traditionen befreit und hält uns davon frei. Geschichte als Aufklärung hat uns von der Geschichte der Sieger und der Geschichte der Herrschenden befreit und hält uns davon frei.

Geschichte als Aufklärung befreit uns heute von der neuen Macht, von Ideologien und Utopien, die Vernunfts- und Zukunftsziele setzen und monopolisieren wollen, ihre Werte und Parteinahme mit dem Anspruch der Wissenschaft durchsetzen wollen, und danach ein Bild der Geschichte präsentieren. ... Geschichte durchbricht die Gehäuse, die wir uns immer bauen, indem sie Vergangenheit unbefangen und unverzerrt vor Augen bringt. ... In diesem Sinne kann Geschichte heute Aufklärung sein.<sup>11)</sup>

Die dergestalt von Thomas Nipperdey herausgestellten aufklärerischen Grundsätze dürfen freilich nicht — darauf hat Jürgen Kocka in einer Replik hingewiesen — als „Gegenkritik“ ausgespielt werden: „Nicht zwischen wertfreier, desinteressierter, reiner Wissenschaft einerseits und gesellschaftlich und politisch engagierter Wissenschaft andererseits verläuft also die theoretisch wie politisch interessante Linie, sondern zwischen einer Wissenschaft, die bei allem Engagement (übrigens für denkbar verschiedene Zielsetzungen) die wissenschaftlichen Regeln („Aufklärung als Methode“) respektiert, und einer Wissenschaft, die dies aufgrund ihres Engagements (oder aus anderen Gründen) nicht tut und deshalb letztlich unwissenschaftlich und anti-aufklärerisch zugleich ist.“<sup>12)</sup>

Eine demokratische Geschichtswissenschaft bedürfe der Aufklärung als Methode; sie bleibe aber nicht auf die *Methode* von Aufklärung beschränkt. Der Historiker könne seine Arbeit auch ausdrücklich und bewußt in Themenwahl, Begriffsbildung und Urteilkriterien an aufklärerischen *Zielen* orientieren, an der Erhaltung und Vermehrung von Freiheit, Demokratie und sozialer Gerechtigkeit zum Beispiel. Daß er dies auch *soll*, lasse sich aller-

dings nur zum Teil wissenschaftsimmanent begründen: nämlich soweit es um die Erhaltung und Herstellung jener gesellschaftlich-politischen Grundbedingungen gehe, die die Geschichtswissenschaft brauche, wenn sie leben und gedeihen soll; in Diktaturen gehe es ihr nämlich regelmäßig schlecht; doch darüber hinaus müsse man politisch für aufklärerisches Engagement gerade unter Historikern werben können, die gewissermaßen professionell zur Erinnerung an die Katastrophen der jüngeren deutschen Geschichte verpflichtet sind und auch die Hilflosigkeit der meisten ihrer Amtsvorgänger 1933 bis 1945 nicht vergessen sollten.

Der vielfach konstatierte Mangel an Geschichtsbewußtsein hat unter diesen Aspekten folgende Gründe:

- Einer sich in die Abstraktionen vorgegebener Objektivität zurückziehenden Wissenschaft, einer Wissenschaft ohne „Parteinahme“ fehlt die Relevanz für Leben und Gesellschaft;
- historistische Geschichtsbetrachtung überlagert die Möglichkeit, aus Vergangenheit für Gegenwart und Zukunft Folgerungen zu ziehen;
- strukturelle und institutionelle Einsichten beachten das Individuum zuwenig, der objektive Faktor Subjektivität wird vernachlässigt.

Wenn Geschichte sich zu sehr Herrschaftsfragen und Problemen politischer wie ökonomischer Strukturen zuwendet, wird sie einer demokratischen Gesellschaft kein wirkliches „Identitätsangebot“ machen können; sie verstärkt die Ohnmachtsgefühle des einzelnen, der, im Netz von Ereignissen und Zwängen, Notwendigkeiten und Bedingtheiten gefangen, seine Ich-Stärke verlieren mag. Es geht nicht nur um die Frage, welche Bedeutung der einzelne, die Persönlichkeit in der Geschichte hat, es geht darum, ob Geschichte den breiten und tiefen „Unterbau“ von Alltagserfahrung so zu durchleuchten und auszuleuchten vermag, daß eine Verengung der sozialgeschichtlichen Betrachtungsweise auf Strukturen und Institutionen und der politikgeschichtlichen Betrachtungsweise auf Machtkonstellationen vermieden wird.

Wenn Geschichte sich vor allem auf Theorien über den Gang der Gesellschaft stützt und die

<sup>11)</sup> Thomas Nipperdey, *Geschichte als Aufklärung*, in: *Die Zeit*, 22. 2. 1980.

<sup>12)</sup> Jürgen Kocka, *Legende, Aufklärung und Objektivität in der Geschichtswissenschaft*, in: *Geschichte und Wissenschaft*, Heft 6/1980, S. 453 f.

individuellen Motivationen der Handelnden selbst vernachlässigt, leistet sie einem reduktionistischen Geschichtsbild Vorschub, das den einzelnen Menschen als Täter und Opfer, als Subjekt und Objekt der Geschichte verkennt. Eine demokratische Geschichtsbeurteilung darf sich somit nicht „steriler Ableitungslogik“ überantworten; sie sollte in der Gesellschaft einen „Wärmestrom“ induzieren, wie er sich aus der Zuwendung zur Alltagserfahrung ergibt. Die „Kopfgeburten“ objektivierter Einsicht sind notwendig; sie können Phänomenen auf den Begriff verhelfen. Doch ist solche Einsicht immer wieder vom Kopf auf die Füße zu stellen; die Fülle empirischer Faktizität ist zudem an individueller Eigenart „festzumachen“.

Das bedeutet zum Beispiel — und damit bewegt man sich zwar „auf ebener Erde“, aber nicht parterre —, daß man aus Geschichten für Geschichte lernt, daß man den Wert mündlicher Überlieferung („oral history“) begreift und diese entsprechend nutzt, daß man das Themenspektrum, etwa im Rahmen von „Heimat-

kunde“ und Stadtgeschichte, wesentlich erweitert.

Freilich bringt die Zuwendung der Geschichtswissenschaft zu den „Beherrschten“ auch neue Gefahren mit sich: „Zum einen die Gefahr, diejenigen, die von früheren gesellschaftlichen Machtverhältnissen als Objekt definiert wurden, in ihrem Objektstatus zu belassen, anstatt ihre Subjektivität zu rekonstruieren. In einem tieferen und in die Zukunftweisenden Sinn würde dadurch die Geschichte der Herrschenden verlängert. Auf der anderen Seite mag uns der Ärger über unsere Ohnmacht dazu verführen, die Blindstellen der Subjektivität mit geschichtsphilosophischen Konstruktionen oder sonst willkürlichen Postulaten aufzufüllen, was unsere Erkenntnis der Wirklichkeit vorschnell verstellen, den Subjekten auf benevolente Weise erneut Gewalt antun und unsere Kommunikation mit den Angehörigen solcher Gruppen in der Gegenwart durch die Zuschreibung einer Geschichte, in der sie ihre spezifischen Traditionen nicht wiederzuerkennen vermögen, belasten muß.“<sup>13)</sup>

## Industriekultur: ein wichtiger Bereich der Kulturphysiognomik

Dem Alltag auf der Spur: diesen neuen Typus der Geschichtsschreibung nennt Hannelore Schlaffer treffend „Kulturphysiognomie“: „Im Unterschied zur Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, die sich auf markante Ereignisse und hervorragende philosophische oder ästhetische Leistungen bezieht, um den Gang des Geistes durch die Zeiten zu beschreiben, meinen die Autoren der neuen Kulturgeschichte, in der Vergangenheit verborgene Spuren entdeckt zu haben, die hinter die oberflächliche Selbstausslegung einer Epoche führen: aus unscheinbaren Verrichtungen des Alltags, aus dem Formenwandel belangloser Gebrauchsgegenstände, aus den Moden des Vergnügens- und Freizeitlebens lesen sie den Charakter einer Gesellschaft heraus, wie man das geheime Wesen eines Menschen aus den unbeachteten Zügen, den winzigen Falten und unwillkürlichen Mienen seiner Physiognomie errät. Diese Methode verlangt eine hohe Aufmerksamkeit aufs Detail. . . . Zur Physiognomik der Kultur gehört es, daß man die Geschichte eines Phänomens bis

in alle Bereiche des Lebens hinein verfolgt. Gesten, Tagesordnungen, die Einrichtung von Räumen, Redensarten, lexikalische Bestimmungen, etymologische Ableitungen, die Fama und die Anekdote müssen erhalten, um die immergleiche Grundform zu präzisieren.“<sup>14)</sup>

Wer dem Alltag unserer unmittelbaren Vergangenheit auf der Spur ist, der befindet sich auf einer besonders existentiellen Fährte. Hier begegnet das „breite Publikum“ sich selbst und hat keine besonderen Schwierigkeiten, die Werke und Dokumente der Vergangenheit zu verstehen; denn diese ist in der Familienerinnerung noch präsent. Industriekultur erweist sich als eine zugleich vergangene wie weiterwirkende Epoche. Die Grenzen des Wachstums lassen uns nach den Ursprüngen des Wachstums fragen; die Angst

<sup>13)</sup> Lutz Niethammer, a. a. O., S. 7 f.

<sup>14)</sup> Hannelore Schlaffer, Dem Alltag auf der Spur. Ein neuer Typus der Geschichtsschreibung: die Kulturphysiognomik, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13. 7. 1981.

vor der Zukunft fordert die Überprüfung der Glückserwartung von damals. Mit der Industriekultur beginnt „unsere“ Geschichte: „Was vor der industriellen, sozialen und politischen Revolution liegt, ist graue Vorzeit, ferner Mythos, gleich weit wie Assur oder Babylon. Allein der Wissenschaftler vermag sich diese entlegenen Welten noch zu erschließen, aber er kann sich einer breiten Öffentlichkeit, die historisch zu denken verlernte, nur unter großen Schwierigkeiten noch verständlich machen. Die Erinnerungen, die für den heutigen Menschen von Belang sind, die ihn, ganz unabhängig von gelehrter Erklärung, unmittelbar berühren, eben weil sie seine eigenen sind, reichen nicht weiter als bis in das neunzehnte Jahrhundert... Die nostalgische Rückbesinnung auf das vergangene Jahrhundert ist deshalb ein ganz natürliches Phänomen, durchaus begrüßenswert, da ein kurzes Gedächtnis immer noch besser ist als gar keines. Der Rückschau auf die fast unmittelbare Vergangenheit liegt das ernst zu nehmende Bedürfnis zugrunde, das fliehende Dasein dennoch locker zu verfestigen.“<sup>15)</sup>

Es geht um eine konkrete „Sozialgeschichtsschreibung von unten“. Die guten Absichten der Hinwendung zum Volk seien, so kritisiert Detlev Puls mit Recht, bislang meist Theorieprojekte geblieben. Die Lieblosigkeit der wissenschaftlichen Forscherattitüde sei zu beklagen; einem derartig kalten, abstrahierenden Blick erschienen die Unterschichten bisher als bloße Objekte der Geschichte, die zu eigenständigen Erkenntnis- und Phantasieleistungen nicht in der Lage seien und deren Handeln nur danach beurteilt werde, ob sie auf die wie auch immer definierten jeweiligen Verhaltensanforderungen „richtig“ reagierten, wobei das Beurteilungskriterium im Ausmaß der durchgesetzten Forderungen gesehen werde<sup>16)</sup>.

Auch die gesellschaftskritische Soziologie hat die Situation der Leute in ihrer konkreten Geschichtlichkeit vernachlässigt. Peter Gstettner spricht von einer „methodologischen Betretenheit“, die sich innerhalb der Sozialwissenschaft-

ten in letzter Zeit ausbreite; diese sei mehr als bloße Verunsicherung — sie signalisiere schuldhafte Betroffenheit. Aus ihr erwachse jedoch auch der Versuch, zu einem historisch bewußteren Selbstverständnis zu gelangen: „Die Fragestellung, die den Reflexionen zugrunde liegt, heißt: Wie kam es, daß Sozialwissenschaft bisher kaum etwas anderes getan hat, als Machtstrukturen in Forschungsmethoden abzubilden und wissenschaftliche ‚Objektivität‘ gegen subjektbildende Identitätsprozesse auszuspielen? Es ist wahrscheinlich kein Zufall, wenn diese schuldhafte Betroffenheit gerade von jenen Sozialwissenschaftlern artikuliert wird, die darangehen, subjektive Bildungs- und Entwicklungsgeschichten als erkenntnisrelevante Forschungsquellen wiederzuentdecken.“<sup>17)</sup>

Im theoretischen Teil einer an sich selbst „vorgeführten“ „politischen Autobiographie“ („Geschichtetes Leben — gelebte Geschichte“) hat Hartmut von Hentig davon gesprochen, daß Zeitgeschichte dann vor allem dem künftigen Schreiben von Geschichte dienen könne, wenn sie den noch lebenden Menschen so viel subjektive Erinnerungen abfrage, wie diese herzugeben bereit und in der Lage seien. Die Zeugnisse, Dokumente, Akten müsse man zwar studieren, ihnen aber zugleich systematisch mißtrauen; es seien „Ablagerungen“ von Bewußtsein, das es als Erinnerung noch lebendig, sperrig, von Bildern erfüllt, mit Lust und Leid getränkt, gebe. Die Unstetheit der Wahrnehmung, der Urteile, der Selbst-Deutung als kostbaren Stoff müsse man annehmen und aufheben, diese nicht gleich auf eindeutige Ursachen, widerspruchslöse Theoreme reduzieren<sup>18)</sup>.

Wir müssen wieder lernen, aus den Eindrücken von „Abdrücken“ individueller Subjektivität Geschichte abzulesen. Der „Erlebniskomplex“ verknüpft Bewußtes und Unbewußtes, Faktisches und Symbolisches, Stoffliches und Strukturelles. Gefährdet wird die Aneignung von Industriekultur durch Nostalgie: als ver-

<sup>15)</sup> Eberhard Straub, Industrielle Massenkultur, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7. 7. 1979.

<sup>16)</sup> Detlev Puls (Hrsg.) Wahrnehmungsformen und Protestverhalten. Studien zur Lage der Unterschichten im 18. und 19. Jahrhundert, Frankfurt am Main 1979.

<sup>17)</sup> Peter Gstettner, Störungs-Analysen, Zur Reinterpretation entwicklungs-psychologisch relevanter Tagebuchaufzeichnungen, in: D. Baacke, Th. Schulze (Hrsg.), Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehens, München 1979, S. 146.

<sup>18)</sup> Hartmut von Hentig, Geschichtetes Leben — gelebte Geschichte, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1. 9. 1979.

markteter Erinnerungsromantizismus macht sie aus der vergangenen Zeit eine gute alte Zeit. „Trödelkultur“, Kultur aus der Boutique oder vom Flohmarkt; Kultur allein als sinnlicher Reiz, ohne Reflexion genossen, bringt keine Identität zuwege.

Zur solcher Nostalgie ist Gegensteuerung notwendig — und zwar wiederum durch Nostalgie, durch eine Nostalgie freilich, die den Begriff beim Wort nimmt: als Sehnsucht nach Heimat, so, wie sie Ernst Bloch beschreibt: „Der Mensch lebt noch überall in der Vorgeschichte, ja alles und jedes steht noch vor Erschaffung der Welt als einer rechten. Die wirkliche Genesis ist nicht am Anfang, sondern am Ende, und sie beginnt erst anzufangen, wenn Gesellschaft und Dasein radikal werden, das heißt sich an der Wurzel fassen. Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende Mensch. Hat er sich erfaßt und das Seine ohne Enttäuschung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in der Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.“<sup>19)</sup>

„Vorgeschichte“: Berichte aus der Welt unserer Eltern, Großeltern, Urgroßeltern. Wir müssen deren Dasein und Sosein an der Wurzel fassen, den Spuren der arbeitenden, schaffenden, die Gegebenheiten umbildenden und überholenden Menschen nachsinnen; auch den Spuren, die ins Abseits führten. Die „Heimat“, der wir bei historischer Spurensicherung auf die Fährte kommen, ist dabei kein Dorado, in das wir uns vor den Problemen unserer Zeit flüchten könnten. Die Maschinenzeit war voller Widersprüche, Gegensätze, sozialer Probleme; ihr Fortschrittsglaube war vielfach fatal, da er des Denkhorizonts entbehrte. Auf der anderen Seite zeigt aber gerade diese Zeit, was es heißt, Modernität erfahren und erleiden, gestalten und auch an ihr scheitern zu müssen. Indem wir uns einer Welt zuwenden, die den unmittelbaren Ursprung unserer Gesellschaft darstellt, indem wir uns die Menschen, von denen wir abstammen, deren Probleme, sowie die politischen und sozialen Auseinandersetzungen, die diese Menschen um ihre Existenz austragen, vergegenwärtigen, werden wir unserer selbst bewußt, erfahren

wir, warum wir so sind, wie wir sind. Realistische Vorstellungen von der sinnvollen Verbesserung der Lebensformen sind erst möglich, wenn wir wissen, wie die Menschen vor uns ihr Leben bewältigten.

Die Zuwendung zu einer Sozial- und Kulturgeschichte des industriellen Alltags, die beschleunigt werden müßte, erbringt eine große Problemfülle und einen großen Quellenreichtum, der allerdings in Gefahr ist, zu versiegen. Die „Dinge“ wie die Zeugnisse aus dieser Zeit werden weggeworfen, verramscht, wandern in Müllverbrennungsanstalten und auf Schutthalden oder, wenn sie wertvoller sind, auf Trödelmärkte und in Antiquitätenläden; auf den Speichern lagern noch viele Erinnerungsbestände. Mit Hilfe „aktiven Sammelns“ könnten sie erhalten werden. Unter „aktivem Sammeln“ sind nicht gezielte Entrümpelungsaktionen zu verstehen, sondern der Versuch, durch pädagogische „Aufarbeitung“ (etwa in Schulen oder in der Erwachsenenbildung) das Bewußtsein und das Interesse für die vergessenen Gegenstände und Zeugnisse der Industriezeit zu wecken. Man denke in diesem Zusammenhang auch an die Bedeutung der Photographie; was man in den Familionalben findet, ist für eine Anthropologie dieser Zeit unentbehrlich.

Welche Dinge und Zeugnisse wir auch angehen, sie sind komplex und bedürfen der vieldimensionalen Aufschlüsselung. Wie wohnten die Dienstmädchen? Wie ging es in der Fuhrmannskneipe zu? Welche Aufregung verursachten die ersten Eisenbahnen, Autos? Welche Hoffnungen und Enttäuschungen bereitete die Schule? Überall werden uns die Stichworte für Zusammenhänge geliefert, die freilich der Deutung bedürften: die Annoncen in der Zeitung; die Werbepлакate und die Produktverpackung; die Einladung zu den Parteiversammlungen; Todesanzeigen, Kriegsdenkmäler und Friedhofsteine; der Wandschmuck in Bürgerhäusern und im Arbeiterhaushalt; Bücher, die im Herrenzimmer standen; der Feldpostbrief; die Postkarte von der Gewerbeausstellung; das Spielzeug; die Konfirmationsurkunde; das Schulzeugnis; das Ausflugsbuch des Wandervereins. Wie ging es bei den Kinderspielen zu? Bei der Ernte, im Waschhaus, im Krankenhaus, im Eisenbahnwagen dritter Klasse?

<sup>19)</sup> Ernst Bloch, Das Prinzip Hoffnung, Frankfurt am Main 1959, S. 1628.

Eine Bilanz der industriekulturellen Entwicklung vom Biedermeier bis zur gegenwärtigen Zeit kann „eindeutig“ nicht gezogen, nicht mit dogmatisch-inhaltlichem Absolutheitsanspruch verkündet werden. Generell läßt sich jedoch sagen, daß die rückwärts gerichtete Spurensuche, die Bestandsaufnahme der Lebensformen und Lebensräume im Zeitalter der Industrialisierung, uns bestärken muß, einen Weg zu finden bzw. zu beschreiten, auf dem der vernünftig-humane Grundkonsens der liberalen Demokratie über die Formen unseres Miteinanderlebens, also durch das Bewußtsein von der Fragwürdigkeit, Endlichkeit, Fehlbarkeit, Widersprüchlichkeit unseres Wissens wie unseres Tuns, verstärkt zur Geltung kommen kann.

Eine solche allgemeine skeptische Befindlichkeit angesichts des „entfesselten Prometheus“, wie er uns aus dem Maschinenzeitalter entgentritt, sei in zwei Überlegungselemente aufgefächert:

1. Es ist für unsere *Identität* notwendig, Ehrfurcht vor denjenigen zu empfinden, die „fortschrittlich“, im Sinne persönlich-subjektiver wie dinglich-objektiver Leistung, das Maschinenzeitalter bewältigten;
2. es ist für unser *Überleben* notwendig, angesichts der Weichenstellung, welche die Industrialisierung bedeutete, ständig über neue „Streckenführungen“ und „Zielorte“ nachzudenken und entsprechende Handlungsvorschläge zu machen. Die Fahrt ist bei den Grenzen des Wachstums angekommen. Wie soll es weitergehen?

Die ehrfürchtige Zuwendung zu denjenigen, die als Individuen, Gruppen, Gesellschaftsschichten in der schwierigen Zeit der Industrialisierung ihr Leben „mit Anstand“ lebten, in oft aussichtsloser Lage mit Tapferkeit durchstanden oder, meist namenlos, den „Verhältnissen“ zum Opfer fielen, sollte auch kulturpolitische Folgen haben: Die Kultur der „Leute“ muß als *Kultur* mehr gewürdigt, besser erhalten, eindrucksvoller vermittelt werden (etwa in Ausstellungen und Museen).

Im Sinne einer konkreten Sozialgeschichtsschreibung von unten gilt es, Alltäglichkeit, alltägliche Menschlichkeit, Erlebniskomplexe aufzuzeigen, sanfte Wirkungskräfte in ihrer Größe herauszustellen, Umwertungen vorzu-

nehmen, das Kleine ernstzunehmen. Man soll nicht nur zeigen, wodurch die Menschen bewegt werden, sondern vornehmlich, was sie selbst bewegte und was sie selbst in Bewegung setzten.

Daß im 19. und 20. Jahrhundert subjektive Humanität objektiver Inhumanität zum Opfer fiel, die Maschinerie der Industrialisierung Menschlichkeit niederwalzte und das Glück wie Wohlergehen so vieler Menschen verhinderte bzw. behinderte, müssen wir mit Trauer feststellen. Die Optionen, welche die neue Zeit anbot, blieben vielfach ungenutzt; die Mythen des Fortschritts, die von oben Erlösung signalisierten, erreichten die da drunten meist nicht. Das Maschinenzeitalter bedeutete den Beginn einer Entwicklung, die heute in voller Konsequenz auf uns zukommt. Der Glaube an die totale Beherrschbarkeit der Natur durch den Menschen hat Umweltbedingungen geschaffen, die das Überleben der Menschen überhaupt in Frage stellen. Die Technisierung und Industrialisierung bewirkte einen Ressourcenverbrauch und Eingriffe in das lebendige Regelsystem der Umwelt — die weltpolitische wie die natürliche —, die in unseren Tagen einen kritischen Punkt erreicht haben. Die Industrialisierung führte zur schrittweisen Verwirklichung „großer Systeme“; immer schneller, immer umfassender sollte der Fortschritt vor sich gehen; die Bedeutung der ökologischen Nische, als eines in sich geschlossenen autonomen Kleinsystems, das aufgrund seiner Unabhängigkeit „stabil“ bleibt, wurde verkannt.

Die Arbeitsteilung forcierte die Entstehung von Strukturen, die in gewisser Hinsicht sich als spiegelbildlich zu den natürlichen Strukturen erweisen. Während für diese eine Reduzierung von Außenbeziehungen und eine hohe Komplexität von Innenbeziehungen charakteristisch ist, kehren sich in den Systemen gesellschaftlicher Arbeitsteilung die Verhältnisse um. Eine solche Strukturverschiebung hin zum Übergewicht der „Fernverbindungen“ zu Lasten der „Nahverbindungen“ zeigt sich heute in fast allen Lebensbereichen. Die Straße etwa ist nicht mehr Nahverbindung, Ort der Kommunikation und Sozialisation; sie zerschneidet nachbarschaftliche Beziehungen. Die mit der Industrialisierung einhergehende Entwicklung zu Großsystemen („Think big!“)

stärkte den Prozeß der Entfremdung des Menschen vom Menschen und des Menschen vom Ding. Demgegenüber wird heute mit Recht das Prinzip der kleinen Kreisläufe und der feingliederten Strukturen verfochten („Small is beautiful“). Neben dem Prinzip der Dezentralisierung wird zudem in der ökologischen Bewegung das Prinzip der Ganzheitlichkeit betont.

Unheile Welt: das bedeutet eine von den eigentlichen Bedürfnissen des Menschen als humanem Wesen sich immer mehr entfernende Welt, die Vorherrschaft zweckhaften Funktionierens gegenüber sinnvoller Gestaltung, von Pseudobedürfnissen, die herbeimanipuliert werden, damit die „große Maschine“ in Bewegung gehalten werden kann.

Die Konzentrationstendenzen, die rapide Bevölkerungsvermehrung, die weltweite Unterernährung, die Ausbeutung der Rohstoffreserven, die Zerstörung des Lebensraumes ließen die zivilisatorischen Blütenräume, wie sie das 19. Jahrhundert bestimmten, nicht reifen. Der Optimismus des Maschinenzeitalters ist längst gelähmt, die furchtbaren Katastrophen zweier Weltkriege und die nukleare Bedrohung haben ein weltweites Gefühl der Angst hervorgerufen. Der moderne Zweifel an der Fähigkeit des Menschen, die rapide größer werdenden Menschheitsprobleme zu lösen und eine katastrophale Entwicklung zu verhindern, unterscheidet sich, so Anton Andreas Guha, wesentlich von dem Pessimismus, den es zu allen Zeiten gegeben hat, jenem „Unbehagen in der Kultur“, das sich utopisch nach einer besseren Welt sehnte und das in die eigenen, oft intellektuell glänzend begründeten Untergangsvisionen verliebt war. Die heutigen Probleme seien gleichsam meßbar: statt Prophezeiungen ließen sich begründete Prognosen aufzeigen; die Visionen beruhten auf Fakten und statt Hoffnung könne man die Voraussetzungen anbieten, die zur Verhinderung einer Katastrophe notwendig wären.

Den drei dominanten Weltproblemen (Umweltzerstörung, Rüstungswettlauf, Nord-Süd-Gefälle) sei eines gemeinsam: die Problemlösungs-Kapazitäten hielten nicht mehr Schritt mit der Geschwindigkeit, mit der sie anwachsen und immer neue Unterprobleme erzeugten. Allmählich werde zur Gewißheit, daß die Lösungen, die auf realistischer Weise notwen-

dig wären, selbst utopisch würden und sich ins Illusionäre verflüchtigten: „Es gibt namhafte Astronomen, die die Wahrscheinlichkeit, auf außerirdische Kulturen zu stoßen, unter anderem deshalb für so gering halten, weil sie annehmen, daß sich übertechnisierte Zivilisationen selbst auslöschen. Selbst große Optimisten werden einräumen, daß die Mittel zur Unbewohnbarmachung des ‚blauen Planeten‘ bereits vorhanden sind und nur die pure Hoffnung bleibt, daß sie zu diesem Zwecke nicht auch eingesetzt werden.“<sup>20)</sup>

Man darf freilich die „Medaille des Fortschritts“, wie sie im 19. Jahrhundert geprägt wurde, nicht nur von ihrer düsteren Seite betrachten. Wenn auch Grund zu großer Sorge bestehe, heißt es im Bericht des „Club of Rome“ („Die Grenzen des Wachstums“), so gebe es auch Grund zur Hoffnung. Eine bewußt vorgenommene Wachstumsbeschränkung werde schwierig sein, aber sie sei nicht unmöglich.

Die Industrialisierung förderte nicht nur den Selbstzweck großer Systeme, sondern machte vor allem auch die Selbstverwirklichung des einzelnen Menschen möglich. Die durch Arbeitsteilung und Mechanisierung bewirkte Leistungssteigerung der Gesamtgesellschaft kam und kommt allerdings nur dem Leben und der Überlebensfähigkeit des einzelnen zugute, wenn soziale Gerechtigkeit vorwaltet. Die Weichenstellung der Industrialisierung bedeutete, daß endlich nun auch für die „Leute“ eine Möglichkeit bestand, voranzukommen. Mußten früher viele auf den Feldern malochen, damit wenige in den Parks lustwandeln konnten, so bot die Industrialisierung die Chance, vom Proletarier zum Kleinbürger, vom Kleinbürger zum Bürger aufzusteigen. Die moderne Gesellschaft mit ihrer Erhöhung der Arbeitsproduktivität befreite im Rahmen sozialer Demokratie vom „Determinismus der Armut“. „Zeit und Geld sind die beiden wichtigsten Währungen für menschliche Optionen. Die Erhöhung des Reallohnes und die Verkürzung der Arbeitszeit sind daher die entscheidenden Instrumente jener erstaunlichen Vergrößerung sozialer Optionen, die die letzten Jahrhunderte gesehen haben, die insbesondere das letzte Jahrhundert gesehen hat.“<sup>21)</sup>

<sup>20)</sup> Anton Andreas Guha, Das Notwendige wird utopisch, in: Frankfurter Rundschau, 9. 8. 1980.

<sup>21)</sup> Ralf Dahrendorf, Im Entschwinden der Arbeitsgesellschaft, in: Merkur, Heft 8/1980, S. 755.

Bildung, Freizeit, Altersversorgung etwa bieten heute Lebenschancen, wie sie frühere Generationen nur erträumen konnten. Die Segnungen der Modernität dürfen nicht durch leichtfertige Regression, durch Romantisierung des „einfachen Lebens“ aufs Spiel gesetzt werden. Der Glaube, man könne „arm leben, aber mit Stil“, ist genauso elitäre Arroganz, wie die kompensierende Feststellung, daß Armut einen großen Glanz von innen darstelle. Auch Marx' Vision des von Arbeitsteiligkeit befreiten, vom nicht mehr entfremdeten Menschen eingegreift die Dimension des Kulinarischen, des Menschenrechtes auf Genuß (so Rolf Schneider). Marxismus sei immer auch Sensualismus; wer das in Frage stellen wolle, gehe besser zu den Bettelmönchen. Die ideologisch-grüne Alternative zum parasitären Konsumüberfluß sei die härene Vision vom einfachen Leben, und alles geistesgeschichtliche Pochen auf den großen Rousseau ändere nichts daran, daß in dieser Version sehr viel Irrationalismus und auch leise tickender Faschismus stecke<sup>22)</sup>.

Regressive „grüne“ Tendenzen müßten in einem „grünen Ethos“ „aufgehoben“ werden, das die Hoffnung eines Paradieses auf Erden mit einem realistischen Blick für seine Machbarkeit verbindet. Die Geschichte von den Menschen und den Maschinen lehrt, daß das Utopische durchaus real sein kann; Behagen in der Kultur eine konkrete Hoffnung ausmacht. Die Misere des Maschinenzeitalters ist viel-

fach überwunden — aber die historische Erfahrung massenhafter Armut und krasser sozialer Gegensätze sollte uns für die Aktualität der Not in weiten Bereichen der Welt das Bewußtsein schärfen.

Wer demokratisch-republikanische Identität auch für die Zukunft bewahren will, der kann inmitten einer Welt und Umwelt, die vielerlei Lasten auferlegt und den Mut zur Reflexion wie die Tapferkeit des Standhaltens abfordert, aus der Geschichte der Leute viel lernen, Kraft aus vergangenen Beispielen für die eigene Ichstärke gewinnen. An den Grenzen des Wachstums offensichtlich angelangt, wird man beim Rückblick auf das Maschinenzeitalter, beim Anblick der Industrielandschaft des 19. Jahrhunderts und des Homo faber, der in ihr unermüdlich und hemmungslos den Fortschritt<sup>23)</sup> schmiedete, im Nachvollzug der Schicksale von Ständen und Schichten zum Zeugen einer großen Comédie humaine.

Im Wissen um die Hektik und die Gefährdungen einer ins Grenzenlose sich verlierenden, gleichermaßen nervösen wie brutalen Welt, bei dem Bemühen, die Geschichte der Industrialisierung in einem aufgeklärten Sinne zu begreifen, kann man die Bedeutung eines Wortes von Günter Grass ermessen: „Nur wer den Stillstand im Fortschritt kennt und achtet, wer schon einmal, wer mehrmals aufgegeben hat, wer auf dem leeren Schneckenhaus gesessen und die Schattenseiten der Utopie bewohnt hat, kann Fortschritt ermessen.“<sup>23)</sup>

## Stadtgeschichte

Demokratische Identität hat eine verlässliche Stütze in der Stadtgeschichte. Gerade weil die Stadt heute als Ort der Urbanität gefährdet ist, sollte die Besinnung auf die Stadt und ihre Geschichte wieder mehr um sich greifen. Eine solche Historiographie kann zwar nicht die Wirklichkeit der Städte wieder herstellen; aber wenn der Weg von Metropolis über Profitopolis und Megalopolis nach Nekropolis beendet und der Vor-Schein der idealen Stadt — eben Metropolis — wieder wirksam werden soll, muß die historische Reflexion eine große Rolle spielen: zeigt sie doch Wege wie Irrwege

der modernen Stadtentwicklung auf: „Als ein grundsätzliches Defizit erscheint die meist noch nicht ausreichende Kenntnis der Geschichte der Stadt im 19. und 20. Jahrhundert. Dabei ist gerade sie als Brücke zwischen der oft im Bewußtsein der Öffentlichkeit überhöhten mittelalterlichen Stadtgeschichte und der scheinbar so völlig anders gearteten, nicht mehr vergleichbaren Gegenwart besonders wichtig. Die drückende Fülle von Problemen, die auf der Stadt von heute lastet, ist aber in erster Linie das Ergebnis des durch die Industrialisierung hervorgerufenen Entwicklungs-

<sup>22)</sup> Rolf Schneider, Die Grünen — ein Unglück, in: Der Spiegel, Nr. 13/1980, S. 39.

<sup>23)</sup> Günter Grass, Aus dem Tagebuch einer Schnecke, Neuwied/ Darmstadt 1972, S. 368.

schubes, der die Mauern einer in Jahrhunderten kontinuierlich gewachsenen Stadt gesprengt und eine Phase tiefgreifender Veränderungen und überstürzten Wachstums eingeleitet hat." (Christian Engeli)<sup>24)</sup>

Angesichts der an sie gestellten Erwartungen befände sich die Stadtgeschichtsschreibung in einer schwierigen Phase der Neuorientierung. Das Gefühl, daß man sich mit herkömmlichen Darstellungsformen dem Vorwurf kompilatorischer Berichterstattung, reiner Verlaufsgeschichte oder eines auf die politische Entwicklung eingegangenen Geschichtsverständnisses aussetze, verbinde sich mit einer gewissen Unsicherheit neuen methodischen Ansätzen gegenüber, über die nur ungefähre Vorstellungen bestünden. Dazu kämen die in der Materie liegenden Schwierigkeiten: die Vielzahl der Themenbereiche, die zu berücksichtigen seien, die Überfülle an Quellen, die es zu meistern gelte, die Befangenheit selbsterlebter Geschichte gegenüber und die pädagogisch-politische Funktion, die der Stadtgeschichte der neuesten Zeit zugemessen wird. Stärker als bei der nationalen und globalen Geschichte trete bei der Stadtgeschichtsschreibung ein bestimmter Adressat ins Blickfeld, der Bürger, der Bewohner der Stadt; entsprechend konkreter stelle sich die Sinnfrage. So könne die Stadtgeschichtsschreibung freilich auch die Liebe zur Heimat, den Stolz auf die Stadt, die Identifikation mit der erlebten Umwelt, das Engagement für die Erhaltung und Pflege des kulturellen Erbes besonders fördern; sie müsse deshalb einen wichtigen kulturpolitischen Stellenwert zugeordnet erhalten.

Der Kulturausschuß des „Deutschen Städtetags“ hat kürzlich ein Papier entworfen, das sich mit der Frage: „Geschichte in der Kulturarbeit der Städte“ beschäftigt. Die Prägungen unserer Lebenswelt durch Beton- und Fertigteilarchitektur, Kunststoff und elektronische Technologien rückten die überkommene Kultur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts näher an die Vergangenheit und verleihen ihr historisches Kolorit. Der vorrangig ökonomisch be-

stimmte Urbanisierungsprozeß rufe die Denkmalsschutz- und die Stadterhaltungsbewegung hervor. Wachstumskrise und nostalgische Einstellungen seien Rahmenbedingungen für eine Umorientierung, in der Sinnwerte gegenüber der Funktionsorientierung an Boden gewinnen:

„Das Geschichtsinteresse, ja der Geschichtshunger in der westlichen Welt verrät eine unbestimmte Sehnsucht nach Identität. Hier steht die geschichtliche Kulturarbeit der Städte in der Verantwortung. Sie hat neben ihrer Bedeutung für die kommunale Selbstdarstellung einen subjektiven Rang für den Bürger. Indem sie die stadtgeschichtlichen Bezüge erlebbar macht und zur Teilhabe und Teilnahme des einzelnen führt, ermöglicht sie ihm selbstbestimmte Einbindung und Selbstvergewisserung.

Indem die geschichtliche Kulturarbeit exemplarische Lebenssituationen des Maschinenzeitalters, der Alltags- und der Industriekultureinbezieht, eröffnet sie vertiefte Möglichkeiten zur sozialen Identifizierung. Darüber hinaus schafft der Bürger durch die intensive Zusammenarbeit bei der Sammlung der Zeugnisse der Industriekultur selbst geschichtliches Kulturbewußtsein.

In größeren Städten bedarf die geschichtliche Kulturarbeit der sorgfältigen Abstimmung hinsichtlich der beteiligten Einrichtungen, Stellen und Personen, in mittleren und kleineren Städten kann ihr Gelingen von einer einzigen Einrichtung oder Persönlichkeit abhängen.

Im komplexen Fall sind an ihr beteiligt:

1. die unmittelbar tätigen Stellen wie die (meist) dem Kulturbereich zugeordneten Einrichtungen wie Stadtarchiv, Stadtmuseum aber auch einzelne Personen,
2. die städtische Denkmalpflege,
3. die mitwirkenden kommunalen, dem Kulturbereich zugeordneten Einrichtungen wie Bildstelle/Medienzentrum, Bibliothek, Volkshochschule,
4. Dezernate/Ämter außerhalb des Kulturbereichs wie Bau-, Vermessungs-, Planungs-

<sup>24)</sup> Christian Engeli, Wolfgang Hofmann, Horst Matzerath im Vorwort zu: Probleme der Stadtgeschichtsschreibung. Materialien zu einem Kolloquium des Deutschen Instituts für Urbanistik am 29. und 30. April 1980, Deutsches Institut für Urbanistik, Beiheft 1. Berlin 1981, S. 9.

Wirtschaftsförderungs-, Werbe- und Presseamt bzw. -dezernat,

5. regionale und nichtstädtische, mit historischen Aufgaben befaßte örtliche Einrichtungen,

6. Geschichts- und Bürgervereine, Initiativen,
7. Einzelpersonen und Firmen,
8. Kirchen, Vereine und Verbände und
9. die örtliche Presse."<sup>25)</sup>

## Evokation durch Ausstellung

Unter dem Aspekt demokratischer Identität, vermittelt durch die Aufarbeitung von Alltagskultur, kommt neuen Ausstellungsthemen und -formen, vor allem aber neuen Museumsgründungen und dem Ausbau bestehender Museen wie Heimatmuseen große Bedeutung zu. Wir dürfen aus unseren Museen nicht zu große historische Magazine machen, mit deren Hilfe wir verlernen, wie belästigend Geschichte sei, meint Klaus Heinrich mit Recht; Museen seien statt dessen zum Sich-Wehren da; „sie sind Widerstandszentren, auf die wir nicht ungestraft verzichten können: unsere Ahnen wehren sich da mit. Sand im Getriebe; wie sollten wir sonst je ein Getriebe auseinandernehmen und kennenlernen? Mit dem, was da von unten heraufgekommen ist, hat es angefangen — plötzlich erschrecken wir vor uns. Und das dürfen wir jetzt nicht verlernen, nicht mit Didaktik, auch nicht mit Rausch.“<sup>26)</sup>

Für Joseph Beuys bedeutet das Museum einen „Ort der permanenten Konferenz“; das Alte bereitet den Boden, auf dem neue Qualität, Vitalität und Kraft in Erscheinung treten:

„Nur im Schoße des Alten können wir das Neue erzeugen. Wir leben alle in einem System, das vorgegeben ist. Wollen wir aus diesem System in ein anderes hinein, so können wir das nur mit den Werkzeugen, die vorhanden sind . . . Man kann einen alten Bestand nur dadurch verjüngen, daß man in ihm das Junge pflanzt, das zunächst mit dem Alten wächst bis dieses abstirbt und nicht, indem man den alten Bestand völlig vernichtet.“<sup>27)</sup>

Will man das Museum *auch* zu einem Ort der Alltagskultur machen, muß man die bürgerliche Eingrenzung des Kulturbegriffs auf Kunst- bzw. kostbare Kulturgüter aufsprengen und das „Ansehen“ von Alltagskultur — in des Wortes doppelter Bedeutung — heben bzw. erleichtern. Die Gefahr, daß die Pflege von Alltagskultur im Kitsch versickert, kann verhindert werden, wenn eine kulturphilosophische

und kulturpolitische Besinnung über die neuen Inhalte und Formen von Ausstellungen und Museen um sich greift.

Die Ausstellung von Industriekultur auf Zeit in unterschiedlichen Örtlichkeiten wie auf Dauer in Museen bedarf — um Geschichte „augenfällig“ zu machen — einer Ausstellungsästhetik, die in „evokativer Äquivalenz“ begründet ist. Der Gegenstand, der ausgestellt wird, evokiert Resonanz, wenn im Betrachter Äquivalentes vorhanden ist, angesprochen werden kann. Empfindet der Betrachter den Gegenstand als etwas Fremdes, Exotisches, nicht Gegenständliches, sondern Entfernt-Stehendes, wird er letztlich unberührt am Gegenstand vorübergehen. „Es hängt von dem ab, der hindurchgeht, ob ich Grab bin oder Schatz, ob ich rede oder schweige, das liegt nur an Dir . . . Tritt nicht ein ohne Verlangen“, schrieb Paul Valéry übers Museum.

Der Mangel an Kommunikation hat viele Gründe; etwa:

— Der Besucher ist ungebildet; er ist ungebildet, weil er die Chance von Bildung nicht ergriffen hat, oder sie ihm nicht geboten wurde. Der Berufsschüler geht z. B. in die Staufer-Ausstellung, in eine der Wittelsbacher-Ausstellungen; mag er auch von der Kostbarkeit vieler Gegenstände berührt sein, mag er etwas von der Aura des Originals spüren — der Begründungszusammenhang bleibt ihm fremd; er hat nicht das mitbekommen, was der Gymnasiast mitbekam; aber auch dieser hat es längst vergessen.

<sup>25)</sup> Deutscher Städtetag, Geschichte in der Kulturarbeit der Städte. Unveröffentlichtes Sitzungspapier des Kulturausschusses der Städte. Unveröffentlichtes Sitzungspapier des Kulturausschusses (21./22. 5. 1981), S. 5 f.

<sup>26)</sup> Museumsgesellschaft. Ein Interview mit Klaus Heinrich, in: Horst Kurnitzky (Hrsg.), Kunst, Gesellschaft, Museum. Notizbuch 3, Berlin 1980, S. 11.

<sup>27)</sup> Joseph Beuys, Das Museum — ein Ort permanenter Konferenz, in: Horst Kurnitzky, a. a. O., S. 51.

— Kommunikation zwischen Ausstellung und Besucher mag behindert oder verhindert werden durch das Imponiergehabe der Ausstellung. Die Aura der Gegenstände soll überwältigen; man verläßt sich auf deren Drei-Sterne-Renommé; erläuternde Zuwendung zum Laien, Ausstellungsdidaktik, ist verpönt; der Kreis der Kenner soll klein bleiben — der Kreis der Staunenden darf zum höheren Ruhme dieser Kenner groß sein. Bringt der Betrachter „es“ nicht mit, ist er selber schuld. Die Ausstellungsmacher verwalten den Sinn, auf die Demokratisierung der Sinndeutung verzichten sie.

— Der Gegenstand liegt so weit weg, daß, abgesehen vom Oberflächenreiz des glänzenden Goldes etwa, die Signale nicht aufgefangen werden können. Wie kann einer im Innersten, existentiell, von Tutanchamun ganz aus der Ferne angerührt werden, es sei denn durch das Gleichnis des Sterbens und der Sehnsucht, Vergänglichkeit als pomp funebre in Unsterblichkeit überführen zu wollen? Wer wird *das* erleben angesichts des massenhaft verdrängten Todes bzw. der Tatsache, daß der Tod eine Trivialmythe geworden ist, die tagtäglich als verkabelte Nachricht ins Wohnzimmer geliefert wird?

Ausstellungen für wen, warum? Sind die Ausstellungsmacher auf der richtigen Fährte? An welches Ziel denken sie, an welche Zielgruppe? Der bayerische Ministerpräsident Franz Josef Strauß beschrieb die Zielgruppe der Wittelsbacher Ausstellungen bei der Eröffnung der Ausstellung „Wittelsbach und Bayern“ wie folgt:

„Ich hoffe sehr, die Ausstellungen zum Jubiläumsjahr der Wittelsbacher vermitteln möglichst vielen Besuchern aus Bayern, Deutschland und dem Ausland jene Begeisterung für die Geschichte, von der Goethe sprach, aber auch Achtung vor den Leistungen derer, die fast siebeneinhalb Jahrhunderte lang die Geschichte Bayerns geprägt haben. Vielleicht lernen wir so besser als bisher erkennen, daß Bayern nicht irgendeine gleichsam austauschbare Region in einem bundesstaatlichen System ist, sondern eine geschichtsträchtige Einmaligkeit: im Einklang mit sich selbst und gleichzeitig untrennbar in das Netzwerk deutscher und europäischer Kultur verflochten.“

Angesprochen werden also alle, die als Bayern oder Nichtbayern Bayern sein wollen. Wir sind wir und wir sind was; es geht um den Grundsatz regionaltopographischer Identität bei gleichzeitig abendländischer Verflochtenheit. Die Frage ist nur, ob die Zielgruppe dies begreift, ob also die Ausstellungsmacher mit ihren Zielvorstellungen reüssieren; ob, um ein anderes Beispiel zu nehmen, die Macher der Preußen-Ausstellung etwa bewirken, daß junge Leute aus der alternativen Szene anfangen, um einen Preußen von innen zu bitten — narzißhafte Larmoyanz durch ein paar Tropfen Preußentum gemildert wird. Wenn Ausstellungen davor gefeit sind, im Imponiergehabe zu erstarren, wenn sie nicht die Aura des Gegenstandes verabsolutieren, sondern diese zum „Aufknacken“ von Stereotypen benützen, dann setzen sie, auch mit Hilfe von Aura, Aufklärungsprozesse in Gang; sie stehen dann nicht im Dienst affirmativer Kultur, sondern bleiben „sperrig“; sie schläfeln den Betrachter nicht ein, sondern bringen ihn zum Nach-, Neu- und Vorausdenken, zum Mitfühlen.

Die Ausstellung, die aufklärend, einholend wirkt, die in ihrer Evokation dem Menschen zu einem Stückchen Identität verhilft, weniger als Bayer oder Deutscher oder „Abendländer“, sondern vor allem als Mensch — diese Ausstellung, die dergestalt die „Ressource Sinn“ erschließt, sei in Form von drei literarischen Sinnbildern beschrieben:

(1)

„Auf einer Reise nach dem Süden sah ich in einem Museum unter allerlei Überresten antiken Hausrates, zerbrochenen Öllämpchen und Topfscherben, einen Dachziegel, darauf sich die flüchtige Fußspur eines Mädchens oder Knaben erhalten hat. Über viele Jahrhunderte hin behielt das irdene Gedächtnis den Eindruck eines Augenblicks. Die Spur, schmal und untadelig geprägt, jung und ural zugleich, hat für den Beschauer etwas rührend Liebliches. Es war nun freilich nichts Bedeutendes geschehen, als eben nur, daß vor Zeiten ein Kind achtlos oder sogar mit Fleiß über zum Trocknen ausgelegte feuchte Tonziegel geschritten war, eine junge Hirtin vielleicht, denn andere Scherben tragen Fährten von Ziegen. Der Ziegelbrenner hatte also das gezeichnete Stück nicht verworfen; es war gebrannt und als einziges Zeugnis eines Men-

schen überliefert, von dem wir nichts wissen, als daß er gelebt hat, und der sich gewiß nicht träumen ließ, daß seiner zierlichen Fußspur die Ehre zuteil werden würde, einst in der Vitrine eines staatlichen Museums aufgestellt zu werden.“ (Ernst Penzoldt)<sup>28)</sup>

(2)

„Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß; das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verschüttet, halte ich nicht für größer als obige Erscheinungen, ja ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Gesetze sind. Sie kommen auf einzelnen Stellen vor und sind die Ergebnisse einseitiger Ursachen. Die Kraft, welche die Milch im Töpfchen der armen Frau emporschwellen und übergehen macht, ist es auch, die die Lava in dem feuerspeienden Berge emportreibt und auf den Flächen der Berge hinabgleiten läßt. Nur augenfälliger sind diese Erscheinungen und reißen den Blick des Unkundigen und Unaufmerksamen mehr an sich, während der Geisteszug des Forschers vorzüglich auf das Ganze und Allgemeine geht, und nur in ihm allein Großartigkeit zu erkennen vermag, weil es allein das Welterhaltende ist. Die Einzelheiten gehen vorüber, und ihre Wirkungen sind nach kurzem kaum noch erkennbar.

So, wie es in der äußeren Natur ist, so ist es auch in der inneren, in der des menschlichen Geschlechts. Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwingung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren, gelassenen Streben, halte ich für groß; mächtige Bewegungen des Gemütes, furchtbar einherrollenden Zorn, die Begier nach Rache, den entzündeten Geist, der nach Tätigkeit strebt, umreißt, ändert, zerstört und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, sondern für kleiner, da diese Dinge so gut nur Hervorbringungen

einzelner und einseitiger Kräfte sind, wie Stürme, feuerspeiende Berge, Erdbeben. Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird.“ (Adalbert Stifter)<sup>29)</sup>

(3)

„In Arizona einem Schild ‚Museum‘ folgend, entdeckten wir zwei Kilometer von der Straße weg einen verloren zwischen Saguaros und Euphorbien stehenden Holzschuppen. Wir traten ein und wurden von einem Mann unbestimmten Alters, mit faltendurchzogenem, aber lächelndem Gesicht empfangen, der sogleich mit der Führung begann. Das ‚Museum‘ bestand aus einigen Stein- und Pflanzenproben der Gegend, dazu einigen ausgestopften Klapperschlangen, Springmäusen, plus einer milbenzerfressenen Krusteneidechse.

Wir wollten schon wieder gehen, als unser Gastgeber — vielleicht hatten wir dadurch sein Vertrauen erweckt, daß wir untereinander Französisch sprachen — uns drängte, doch noch etwas zu bleiben. . . . Es stellte sich heraus, daß sich hinter einem Schuppen ein geräumiger Anbau befand, den wir bei unserer Ankunft nicht gesehen hatten. Schweigend und mit geheimnisvollem Gehabe ließ der Mann uns eintreten und öffnete rasch die Läden. Was sich danach uns darbot, war ein ebenso unerwarteter wie verblüffender Anblick: An den Wänden, in Vitrinen, auf Tischen, überall Knöpfe — Tausende von Knöpfen, Knöpfe jeder Größe, jeder Form, jeden Materials und für jeden Zweck. Knöpfe aus Corossos, aus Elfenbein, aus Perlmutter, aus Ebonit, aus Holz, aus Koralle, aus Kupfer, aus Eisen, aus Emaille, aus Silber, aus Glas, aus Porzellan — ich breche ab: die vollständige Aufzählung würde endlos. Dabei alles, wie es sich gehört, geordnet und etikettiert: Knöpfe mit zwei und mit vier Löchern; Kugel-, viereckige, rhombische, spindelförmige, ovale und kubische Knöpfe; Knöpfe in Einlegearbeit und in Filigran; Knöpfe für Unterhosen und Kragen- und Gamaschenknöpfe; Uniformknöpfe für Soldaten, Briefträger und Liftboys; Knöpfe für Damenmäntel und für Abendkleider. . . .

<sup>28)</sup> Ernst Penzoldt, Das kleine Mädchen von Salomae, in: Causerien, Frankfurt am Main 1949, S. 14.

<sup>29)</sup> Adalbert Stifter, Vorrede zu „Bunte Steine“, in: Ausgewählte Werke in 6 Bänden, hrsg. von Rudolf Fürst, Band 5. Leipzig o. J., S. 133 ff.

*Für gewöhnlich, sagte er, zeige ich Besuchern nur das Museum, denn die meisten, die kommen, sind ungeschliffene Flegel, die sich über mich lustig machen. Aber Ihnen habe ich gleich angesehen, daß Sie Experten sind, von denen meine Schätze bewundern zu lassen, mir unbeschreibliches Vergnügen macht.*

*Wir verließen den liebenswürdigen Einsiedler und fuhren eine ganze Weile, ohne ein Wort zu sagen. Nach etwa fünfzig Kilometern meinte Georges Duthuit: Dieser Mann lebt in einer Traumwelt. Richtig, sagte ich. Wir müßten jetzt nur noch eine Frau finden, die Knopflöcher sammelte. Wir würden die beiden zusammenbringen, sie würden heiraten und ihre Sammlungen zusammenlegen. Wir hätten dann endlich ein Weltsystem, das den Geist befriedigte.“ (Patrick Waldberg)<sup>30)</sup>*

Bringt man diese als „Ausstellungsparabeln“ gedachten Zitate auf den Begriff, so handelt es sich um Variationen zum evokativen Äquivalent, um Hinweise auf Ausstellungen, die wohl besonders stark zu evozieren vermöchten, weil sie auf eine voraussetzungslosere, aber tief im Humanen begründete Äquivalenz rechnen können:

1. *Der Kinderfußscherbeneindruck:* Die Eindrücke der Alltäglichkeit, alltäglicher Menschlichkeit, müssen mit Phantasie und Ergriffenheit, mit Ehrfurcht zum Thema von Ausstellungen gemacht werden. Die Spur, die Völker und Herrscher hinterlassen haben, ist in unserer Geschichtsschreibung und in unserem Ausstellungs- wie Museumswesen gut erkennbar. Man muß sich im umfassenden Sinne dem Leben und der Geschichte der Leute zuwenden. So wie heute eine konkrete Sozialgeschichtsschreibung von unten not tut, so sollten auch Ausstellungen den Menschen ihre subjektive Erinnerung abfragen, also den objektiven Faktor Subjektivität mehr berücksichtigen, die Ablagerungen von Bewußtsein, Erinnerungen in ihrer Dinglichkeit präsentieren.

2. *Der Milchtopfsiedeeffekt:* Sanfte Wirkungskräfte in ihrer Größe herausstellen; Umwertungen vornehmen: das Kleine ernstnehmen. Nicht nur zeigen, wodurch die Menschen bewegt wurden, sondern zeigen, was sie selbst

bewegte und was sie selbst bewegten. Ins Bewußtsein heben, was ansonsten nur im Unterbewußtsein angesiedelt ist; dingfest machen, was dem einzelnen Halt gab, Haltung ermöglichte. Auf die vielen Fragen des Alltags Antworten suchen. In die Einfachheiten, aber Tiefen der Zeiten vorstoßen.

3. *Das Knöpfewunderlanderlebnis:* Serielle alltägliche Dinglichkeit nachfühlbar, nachvollziehbar machen; den Reichtum der Alltäglichkeit erhalten und präsentieren wollen; dabei nicht der Stoffhuberei verfallen, sondern die imaginären Dimensionen (zu den Knöpfen die Knopflöcher!) mit erschließen; die Dinge und ihre ideellen Vorbilder in ihrem Schatten an der Wand unserer Höhlenbeugung aufzeichnen lassen.

Die drei Parabeln zielen auf *einen* Mittelpunkt, auf die Kultur der Leute. Für die Leute Ausstellungen, welche die Kultur der Leute als Kultur verdeutlichen! Ja, wenn die Leute nicht wären!

*„Einfach vortrefflich  
all diese großen Pläne:  
das Goldene Zeitalter  
das Reich Gottes auf Erden  
das Absterben des Staates.  
Durchaus einleuchtend.*

*Wenn nur die Leute nicht wären!  
Immer und überall stören die Leute.  
Alles bringen sie durcheinander.  
Wenn es um die Befreiung der Menschen geht  
laufen sie zum Friseur.  
Statt begeistert hinter der Vorhut herzutrip-peln  
sagen sie: Jetzt wär ein Bier gut.  
Statt um die gerechte Sache  
kämpfen sie mit Krampfadern und mit Ma-  
sern.  
Im entscheidenden Augenblick  
suchen sie einen Briefkasten oder ein Bett.  
Kurz bevor das Millenium anbricht  
kochen sie Windeln.*

*An den Leuten scheitert eben alles.  
Mit denen ist kein Staat zu machen.  
Ein Sack Flöhe ist nichts dagegen.  
Kleinbürgerliches Schwanken!  
Konsum-Idioten!  
Überreste der Vergangenheit!*

<sup>30)</sup> Patrick Waldberg, *Der Sammler und die Seini-gen*, Köln 1966.

*Man kann sie doch nicht alle umbringen!  
Man kann doch nicht den ganzen Tag auf sie  
einreden!*

*Ja wenn die Leute nicht wären  
dann sähe die Sache schon anders aus.  
Ja wenn die Leute nicht wären*

*dann gings ruckzuck.*

*Ja wenn die Leute nicht wären  
ja dann!*

*(Dann möchte auch ich hier nicht weiter stö-  
ren.)*

*Hans Magnus Enzensberger<sup>31)</sup>*

## Denkmals-Pflege und Industriearchäologie

Der erfreuliche Trend zur stärkeren Beachtung der Alltagswelt des industriellen Zeitalters wurde mit initiiert durch viele heimatpflegerische Bemühungen, die zunächst der ländlichen Umwelt zugewandt waren. Die Gründung von Freilichtmuseen mit alten Bauernhäusern hat modellartig aufgezeigt, wie man gefährdete Gebäude sichern und Außen- wie Innenwelten zu attraktiven Ensembles zusammenstellen kann. Einbezogen wurden bald auch technikgeschichtliche Denkmäler der vorindustriellen Welt (etwa alte Mühlen, Hammerwerke, Manufakturen); manche dieser Einrichtungen, die bis in unsere Zeit in Betrieb waren, spiegeln in ihren Transformationen die technische Entwicklung wider — so wenn aus einer alten Kornmühle ein ländliches Elektrizitätswerk wurde.

Die „Industriearchäologie“ kam zunächst in England zur Geltung. Da dort immer mehr Zeugnisse der technischen und industriellen Entwicklung und dem damit verbundenen Zwang zur Anpassung an moderne Produktionsmethoden zum Opfer fielen, also von modernen Bedürfnissen „überlagert“ und „verschüttet“ wurden, begann man (gleichermaßen konkret wie metaphorisch gesprochen), diese Denkmäler wieder „auszugraben“ und zu konservieren. In interdisziplinärer Zusammenarbeit von Maschinenbau-, Wirtschafts-, Architektur-, Technik- und Sozialhistorikern wurde eine industrielle Denkmalspflege entwickelt, die sich auch, ähnlich wie im ländlichen Bereich, das Ziel setzte, die erhaltenen, zusammengetragenen bzw. rekonstruierten Einrichtungen und Anlagen in Form von Freilichtmuseen und Freizeitparks einer größeren Öffentlichkeit zu erschließen. Die Industriearchäologie in England hat so einen „Blick zurück ins

Ruß-Land“ ermöglicht, der sich hoher Attraktivität erfreut<sup>32)</sup>.

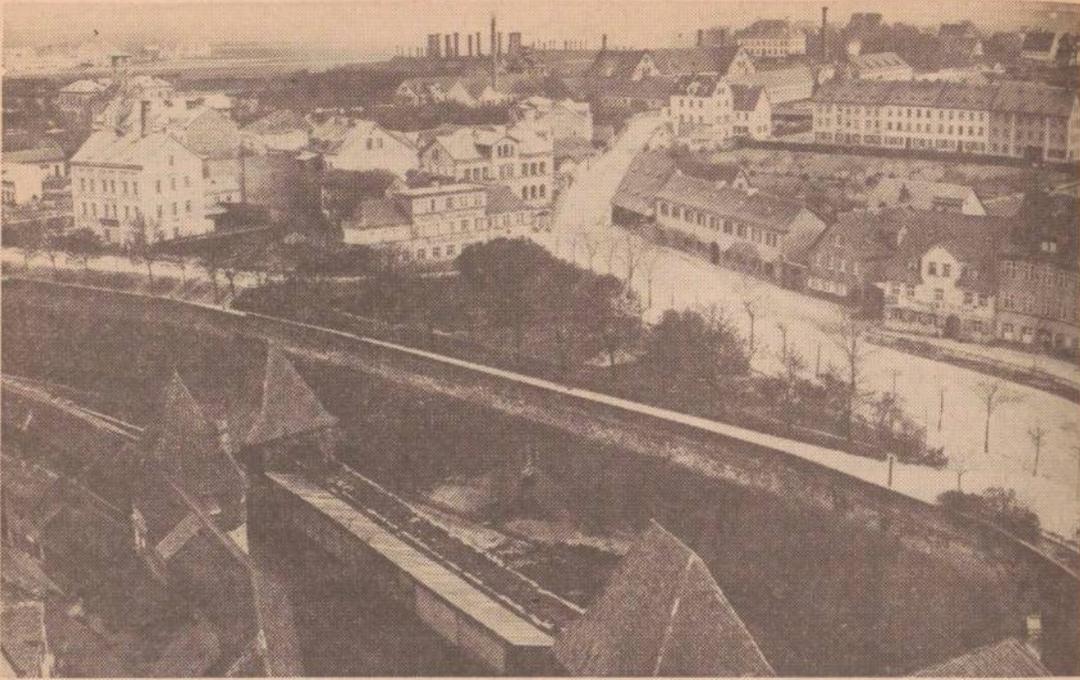
In Deutschland wurde das „Westfälische Museum Technischer Kulturdenkmale“ im Mätkingerbachtal bei Hagen zu einem Vorort industriearchäologischer Präsentation. Es bietet einen umfassenden Einblick in die geschichtliche Entwicklung des Handwerks und der Technik in vor- und frühindustrieller Zeit. Vornehmlich aus dem westfälischen Raum stammen die dort wieder aufgebauten und eingerichteten Wohnhäuser, Werkstätten und Kleinbetriebe. Die Vorgeschichte des Museums reicht bis in die zwanziger Jahre zurück; der Endausbau soll 1985 abgeschlossen sein. Dann werden 82 historische Gebäude samt Betriebsanlagen und in ihnen rund 100 verschiedene Handwerke und vorindustrielle Gewerbe besichtigt werden können.

„Mit dem arbeitsintensiven Wiederaufbau der irgendwo sorgsam abgetragenen Gebäude und dem oft mühseligen Zusammensuchen originaler Werkstatteinrichtungen wird freilich nur die Basis für dieses einzigartige Museumsunternehmen geschaffen. Denn so unverzichtbar das unmittelbar sinnliche Erleben allein der Räumlichkeiten solcher alten Produktionsstätten ist — bloß aufgebahrt bleiben die Objekte tot. Deshalb sind alle Betriebseinrichtungen wieder funktionsfähig gemacht worden, so daß sie den Besuchern vorgeführt und erläutert werden können (und werden). Da kann das Funktionieren der alten Technik unmittelbar einsichtig werden, wie es bei den

*(Fortsetzung Seite 33)*

<sup>31)</sup> Hans Magnus Enzensberger, Gedichte 1955 — 1970, Frankfurt am Main 1971, S. 128 f.

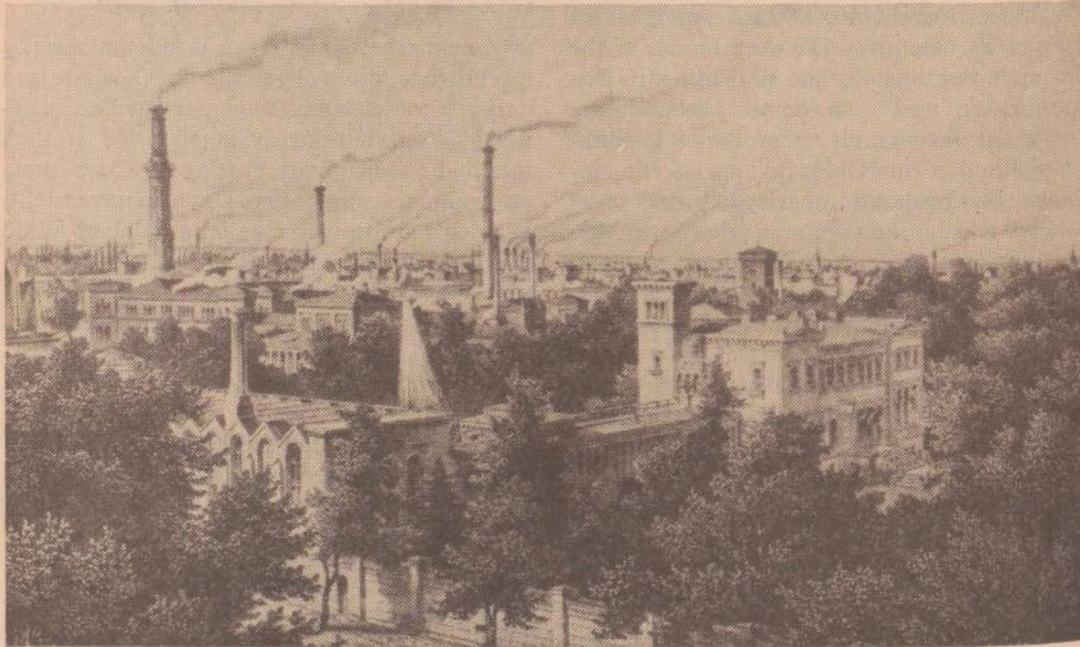
<sup>32)</sup> Vgl. Ulla Schickling, Blick zurück ins Ruß-Land. Industrie-Archäologie in England, Frankfurter Rundschau, 28. 4. 1979.

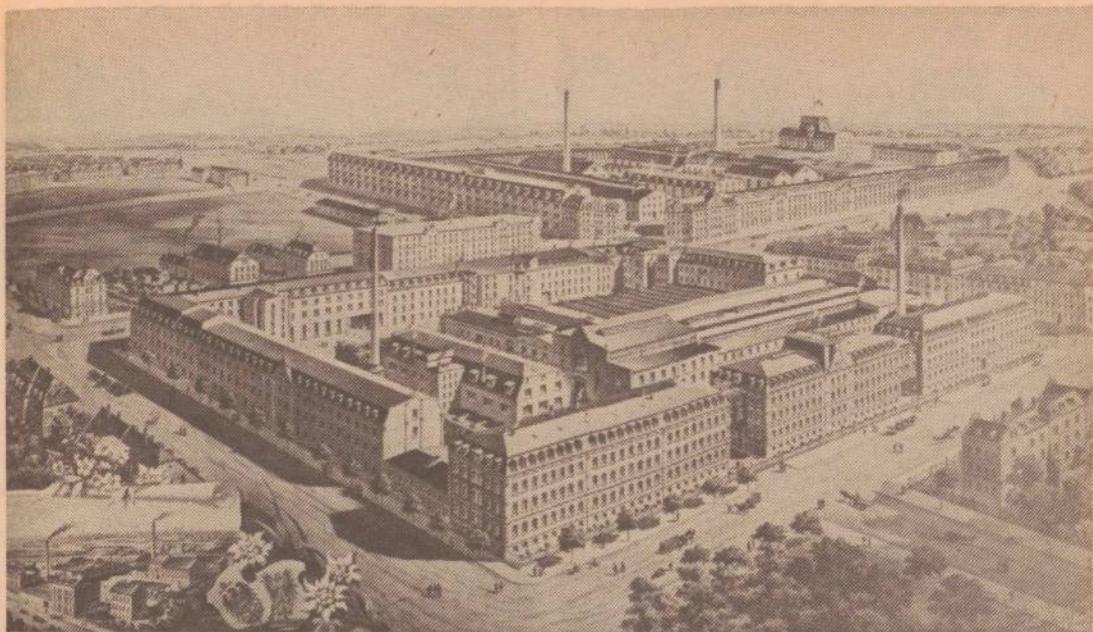


*Explosionsartig wuchsen die deutschen Städte im 19. Jahrhundert; die Bevölkerungsvermehrung sprengte ihre bis dahin weitgehend erhaltenen mittelalterlichen Strukturen. In den meisten Städten wurden die Stadtmauern geschleift (nicht in Nürnberg, Bild oben: Blick auf den im Süden entstehenden Vorort, 1865).*

*„Häßliche Zweckbauten, rauchende Schloten, Gasometer und Schuttbladeplätze waren die Nachbarschaft trostloser Mietskasernenvorstädte, die gleichzeitig mit dem Anwachsen der Fabriken aus dem Boden schossen und oft mit den Ausläufern anderer Stadtkerne ohne jede Abgrenzung zusammenwuchsen und die Landschaft zersiedelten.“ (R. Rübberdt) Unten: Das Borsigsche Etablissement zu Moabit, Berlin.*

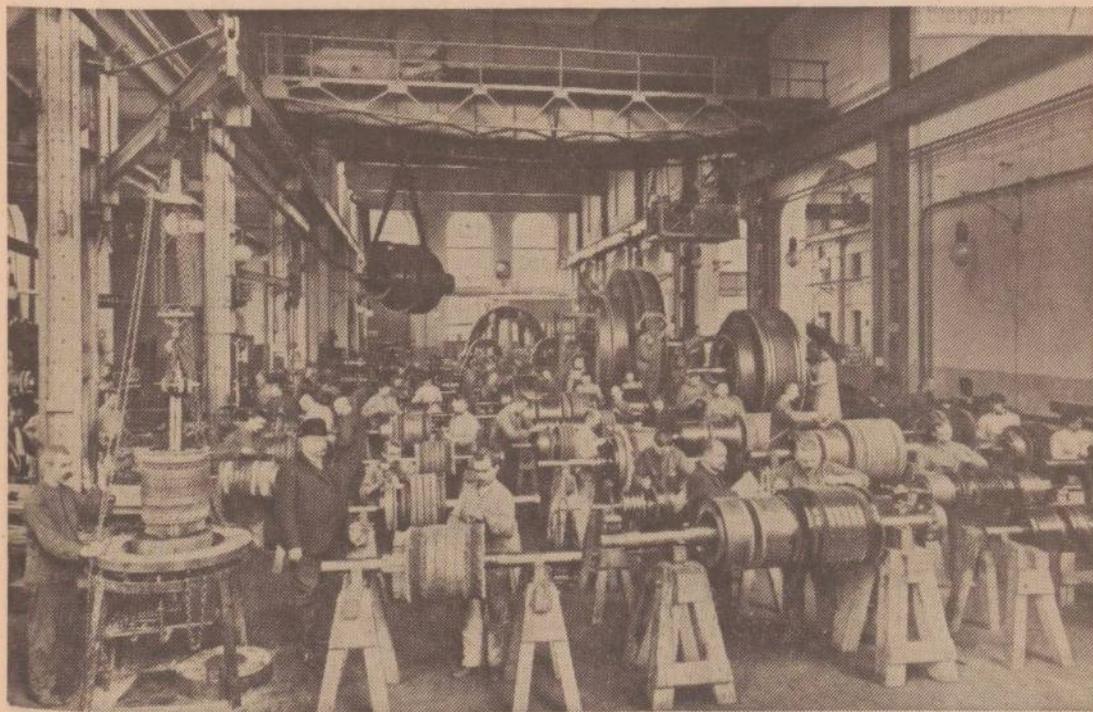
Zu den Bildern und Bildtexten vgl. Hermann Glaser, *Maschinenwelt und Alltagsleben. Industriekultur in Deutschland vom Biedermeier bis zur Weimarer Republik*, Frankfurt 1981.

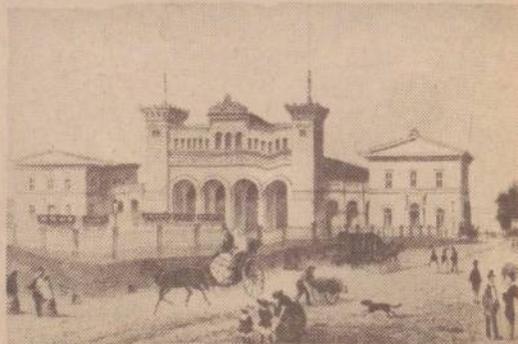
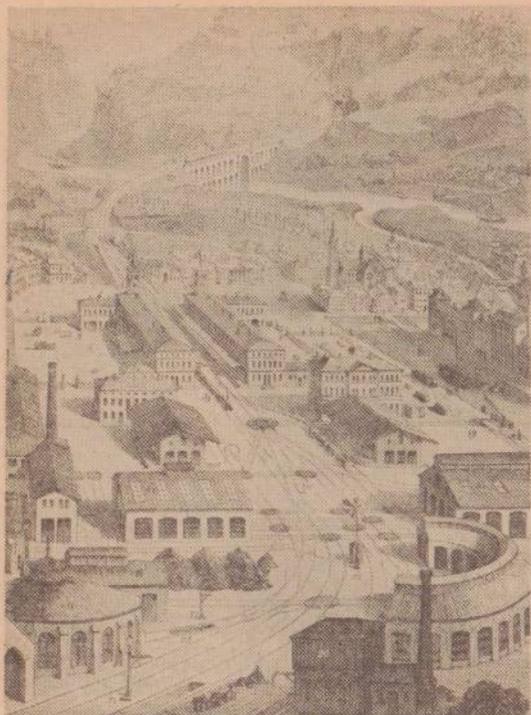




Die Menschen, die in Fabrikhallen („Maschinenhallen“) arbeiteten, sahen sich völlig neuen Verhältnissen gegenüber. Zeittakt — Zeitnot bestimmten die mechanisierte Produktion. Paul Göhre, der mit seiner „practischen Studie“: „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche“ (1891) die erste deutsche Sozialreportage aus dem vierten Stand verfaßte, erspürte die „Poesie eines grandiosen ineinander greifenden Getriebes“, das ruhelos und doch in gleichmäßiger Bewegung sich auswirke; er sprach vom „Adel“ der menschlichen Arbeit, die hier an einer einzigen Stelle von mehr als hundert Menschen im Kampfe ums Brot, ums Leben tagein, tagaus getan werde. Für Karl Marx vollzog sich in der Fabrikhalle die Einschmelzung des Individuums ins funktionierende Kollektiv — Triumph entfremdeter Arbeit im Zeichen eines ausbeuterischen Kapitalismus.

Oben: Fabrikanlage auf Firmenprospekt; unten: Wickelei für Gleichstrom-Maschinen, Siemens-Schuckertwerke Nürnberg.





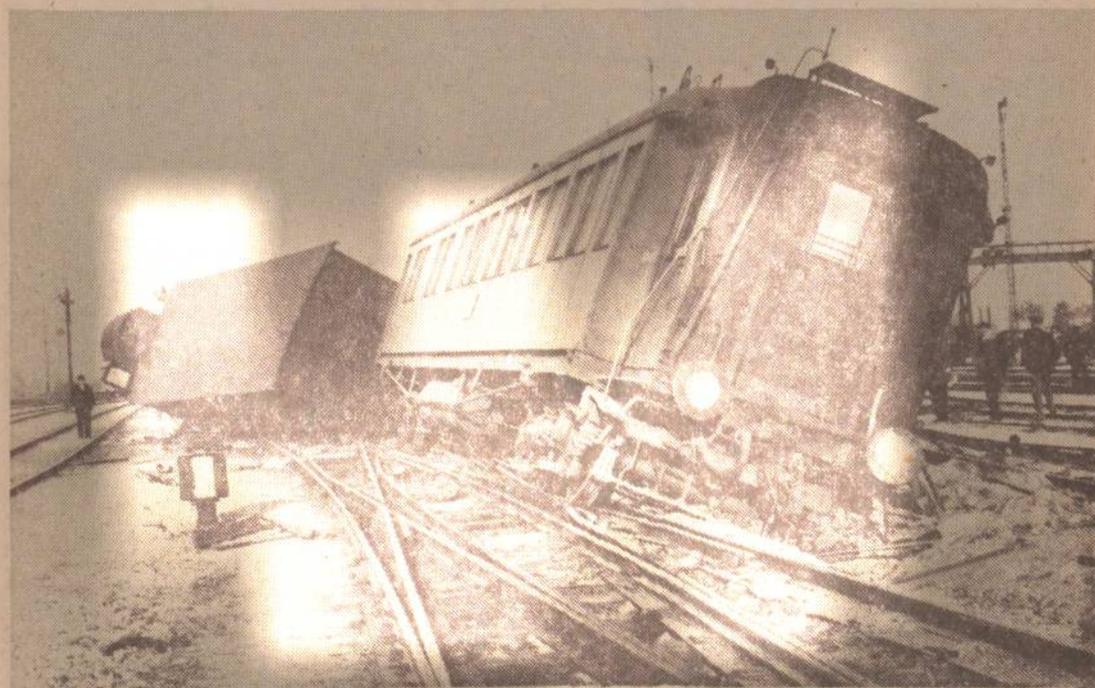
Die „schematische Darstellung einer Eisenbahnanlage“ (mit typischen Elementen wie Durchstich, Viadukt, Tunnel, Lokomotivschuppen) spiegelt die das Maschinenzeitalter prägende „Liebe zur Geometrie“. Die Welt wurde „verrechnet“, „vernetzt“ (links oben). Als der dänische Dichter Hans Christian Andersen 1840 auf einer Reise nach Nürnberg kommt, ist er von der ersten deutschen Eisenbahn, die dort, zwischen Nürnberg und Fürth, 1835 ihren Betrieb aufgenommen hatte, tief beeindruckt: „Das alte Nürnberg war die erste Stadt, die in den gigantischen Gedanken der jungen Zeit miteinstimmte, die Städte durch Dampf und eiserne Bänder zu verbinden.“

Rechts oben: Die „Ludwigs-Eisenbahn“, ganz zierlich, ist hinter dem breit vorgestellten neu-alten Kommunikationsmittel „Kanal“ kaum erkennbar; Kupferstich von 1845. Darunter der Sächsisch-Bayerische Bahnhof zu Leipzig.





Der „Mythus von Dampf“ faszinierte — und erschreckte. J. A. Kleins „Eisenbahn-Szene bei München“ (1842), oben, zeigt die Angst des Bauern vor der „Teufelsmaschine“. Überall, wo die Eisenbahnstrecken die Grenzen der Provinzen und des Provinziellen aufsprenkten, skandierte der Maschinentakt der „Dampfrösler“ die Melodie eines dunklen, furchtbaren Hungers nach Welt: „Quer durch Europa von Westen nach Osten rüttelt und rattert die Bahnmelodie...“ Der Blitzzug, den Detlev von Liliencron in die Ferne rasen läßt, zerschellt freilich an seinem Gegenbild: „Halhalthalhhalthalhhalthalhhaltlein/ein anderer Zug fährt schräg hinein.“ (Links unten und rechts unten: Bilder von einem Eisenbahnunglück)



Eisenbahn-Ünglück in Plattling am 2. Mai 1904.



Die Werkstatt erweist sich als ein Vor-Ort der Industrialisierung, da sich aus ihr — vor allem im mechanischen Bereich — oft genug Fabriken entwickeln. Der Handwerker bringt in den Prozeß der Mechanisierung innovatorische und ingenieure Mentalität ein; die Fähigkeit des „Tüftelns“ prädestiniert ihn zum „Erfinder“. Die Verpflichtung für die Gesellen, „auf Wanderschaft zu gehen“ (oben: „fremde Zimmergesellen“ zu Mannheim, 1889), bewirkte Erfahrungsaustausch und „transportierte“ Neuerungen. Da die meisten Handwerksge-sellen nicht Meister werden konnten, bedeutete für sie der Übergang zur Fabrikarbeit keineswegs Abstieg; sie spielten auch in den frühen sozialen und gewerkschaftlichen Bewegungen eine maßgebende Rolle. (Un-ten: Belegschaft einer Maschinenfabrik mit Ingenieur in der Mitte; rechts oben: Hutherstellung)



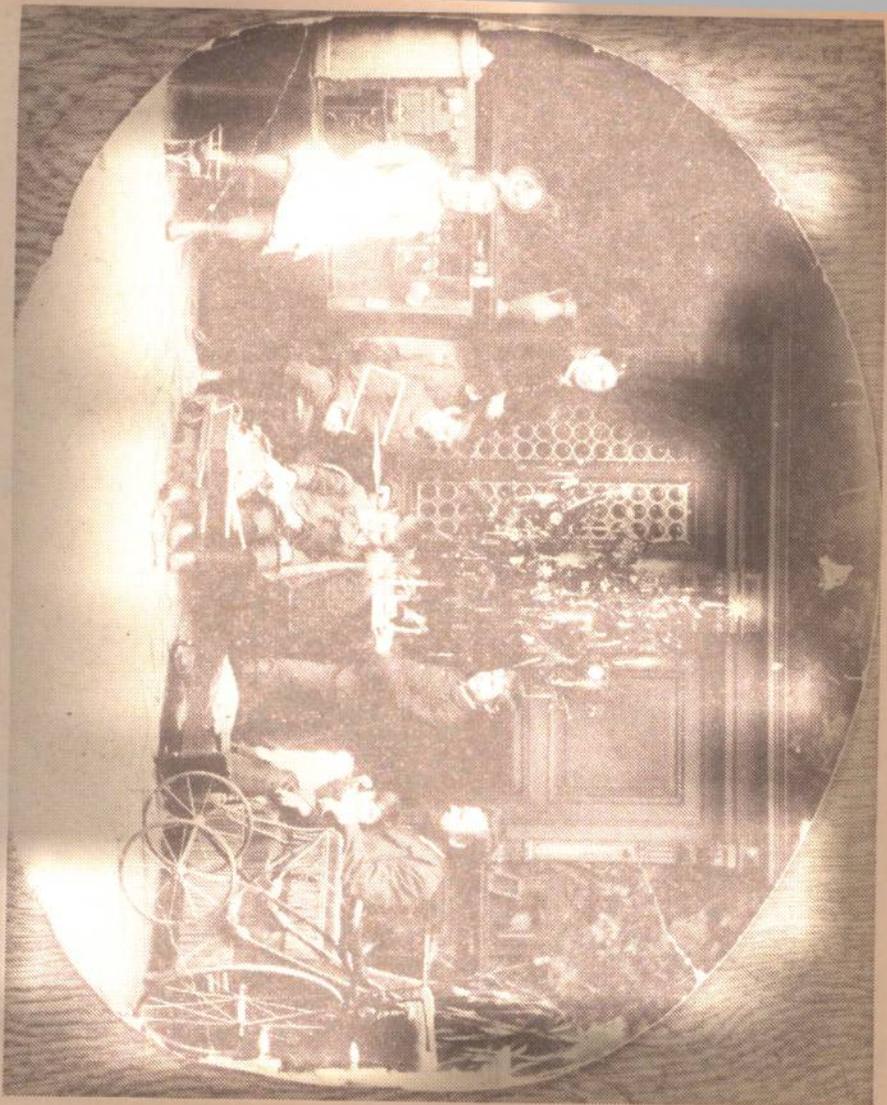
*Im Handelsleben war neben dem Markt der kleine Laden („Tante-Emma-Laden“, Kolonialwarenladen) von großer Bedeutung; vielfach wurden sie im Keller oder in umgebauten Zimmern untergebracht (unten).*





„... Es soll Euch anheimeln in unserer Gartenlaube“. Das „illustrierte Familienblatt“, das 1853 begründet wurde, erwies sich als Symbol für „deutsches Familienleben“. Die familiäre Zusammengehörigkeit spricht aus vielen Familienphotos der damaligen Zeit. Die innere Zuwendung zum anderen tritt in diesen Bildern oft in rührender Betulichkeit zutage; die Prozedur des Photographierens, die Feierlichkeit des Vorgangs, veranlaßt die Menschen geradezu, ihre ganze „Essenz“ nach außen zu kehren (oben: Großeltern, Eltern, Kinder 1913).

So wie die Wohnung (rechts oben: nach der Weihnachtsbescherung, 1883) als Refugium vor den Stürmen der Zeit dienen sollte, war die Familie dazu auserkoren, der Rücksichtslosigkeit des „modernen“ Lebens mit einem großen Glanz von innen entgegenzutreten. Oft war dieser aber nur Schein; die patriarchalisch-autoritäre Ordnung zerstörte die Bindungen; die Strenge den Kindern gegenüber trieb diese in die Selbstaufgabe oder Resignation — manchmal auch in den Aufstand. Die Not der proletarischen Familie gestaltete deren Leben zwar rauh — der Wohnungsumzug, von Heinrich Zille vor 1900 photographiert, zeigt drastisch die Armlichkeit der Unterschicht (rechts unten); doch bewirkte sie auch neue Formen der Solidarität und Ansätze zur Emanzipation.

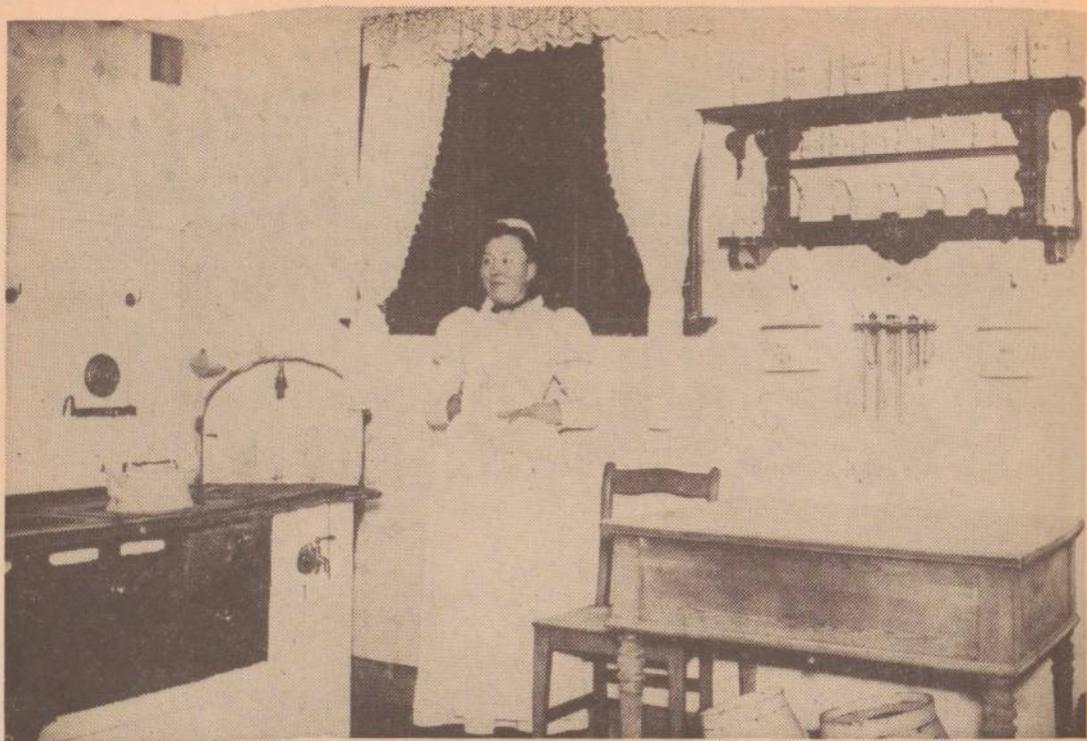




*In ihrer Paul Göhre nachfolgenden Schrift „3 1/2 Monate Fabrik-Arbeiterin“ (1893) wandte sich Minna Wettstein-Adelt leidenschaftlich an alle „edel denkenden und handelnden Mütter und Töchter geliebter Eltern“, an all die Glücklichen, die in Sitte und Wohlhabenheit leben könnten; „vor allem aber an alle die tausend und tausend Frauen, die ihr Leben auf der Chaiselongue, in den Hauptstraßen, in Theaterlogen, Gesellschaften, Bällen und Konzerten verbringen. . .; Wacht auf aus Euren jammervollen Dasein, reißt Euch los von den vergiftenden Abenteuern der Boudoirs, aus der ekelhaften, entnervenden Parfumatmosphäre, die Euch um-*

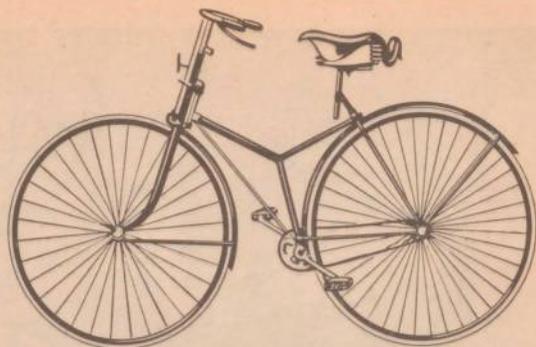


gibt, steigt hinab in die Sphäre der Armut und der Arbeit, und seht Euch um, wie es dort steht." Die mit emanzipatorischem Pathos vorgetragene Kritik vergaß, daß die „höhere Tochter“ kaum Berufschancen hatte und auch später als „Dame“ in ihrem „Puppenheim“ als „schöner Singvogel“ (so Ibsen in „Nora“) festgehalten wurde. Den Durchbruch zu vielen Berufsmöglichkeiten schuf der Erste Weltkrieg mit seinem Männermangel; freilich wurde ein großer Teil der Frauen dann nach dem Krieg aus ihren Stellungen wieder entlassen. (links: Comtessen mit Gesellschafterin, 1870; rechts: Frauen bei der Hamburger Straßenbahn, 1917)



Mit dem bürgerlichen Wohlstand wuchs auch die Zahl der Dienstboten. 1907 betrug im Deutschen Reich ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung zwei Prozent. Die Aufnahme in die „Hausgemeinschaft der Herrschaft“ ließ bei aller Unterprivilegierung freilich auch enge familiäre Bindungen entstehen (Oben: die „gute Emma“ in der Küche, 1900).

Bürotätigkeit (unten: um 1900) und der Dienst im Fernsprechamt gehörten zu den ersten Berufsmöglichkeiten der Frau außerhalb der Fabrik.



„Apollo“, „Diana“, „Herkules“, „Greif“, etc., vgl. Abb. links) besonderen Vorschub.

„Die Welt steht im Zeichen des Zweirads“, heißt es in Nummer 35/1896 der „Jugend“. Die Zeitschrift, die selbst ansonsten oft genug dem Fahrrad in Wort und Bild huldigte, karikiert hier den „Massenwahn-sinn ohne Gleichen“, der über die Menschen gekommen sei. „Fragt man heute einen Menschen — Man oder Weib — zwischen 10 und 95 Jahren, ob er Zweirad fahre, so bekommt man zur Antwort: ‚Natürlich! Nicht einmal ‚Ja‘ — sondern ‚Natürlich! Es gibt aber schon Leute, welche die Frage ebenso übelnehmen würden, wie die, ob sie lesen könnten oder ob sie im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte seien . . . Es ist kein Ende abzusehen, wohin das noch führen mag. Alles ist angesteckt von der verrückten Passion, strampelnd und die eigenen Knochen, wie die der Mitmenschen gefährdend, durch die Welt zu fliegen.“ Der Verfasser des Beitrags fügt hinzu: „Alles, alles — ich auch!“

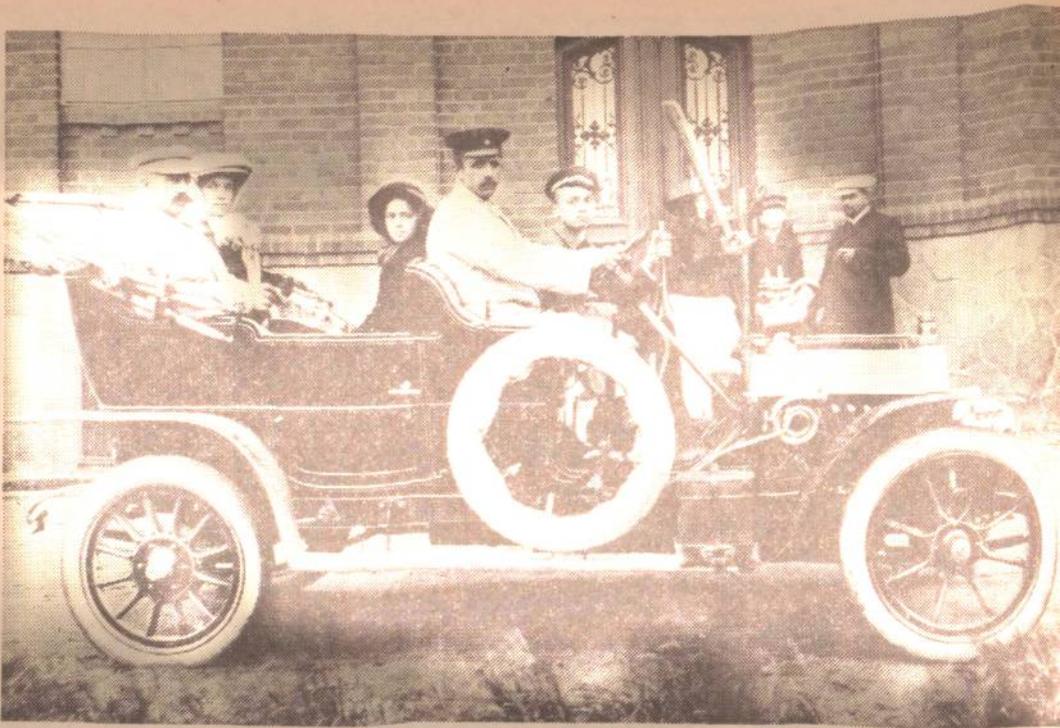
Die Erfindung und Einführung des Fahrrads eröffnete das Zeitalter des Individualverkehrs; es vervielfachte den Aktionsradius des Menschen und verdrängte das Reitpferd aus seinem jahrtausendalten Monopol. „All Heil dem Reiter auf dem Rad! Das man so lang bekriegt, / es hat in seinem raschen Lauf / die ganze Welt besiegt.“ Als dieses Gedicht um die Jahrhundertwende in dem Sammelband „Radlerei“ erschien, radelten in Deutschland schon über eine Million Menschen.

Das Fahrrad war nicht nur ein Vehikel, das den Menschen zur Arbeit und bei Besorgungen beförderte; es transportierte als Gefährt für die Freizeit ein ganz neues Bewußtsein: proletarische wie bürgerliche Emanzipationsbestrebungen idealisierten, ja mystifizierten das Fahrrad. Wenn man am Sonntag ins Grüne frei, frank, frisch hinausradelte, der Sonne entgegen, verließ man die dumpfe Plüschwelt der Philister; anstatt zwielichtiger Bierseligkeit erlebte man unmittelbar Natur, Jugend, Erotik.

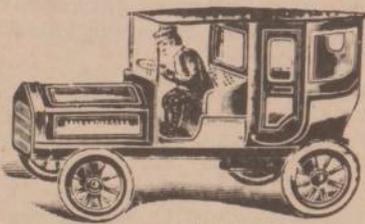
Taten die Fahrräder als „Drahtesel“ nützliche Arbeit, so vermittelten sie als „Stahlrösser“ das Gefühl der Schranken- und Bindungslosigkeit — und die Hersteller leisteten solchem „Transzendieren“ mit mythischen Firmenbezeichnungen („Mars“, „Expresß“,

Das Auto gehörte zunächst zum Statussymbol der Oberklassen; doch leistete sich auch mancher Angehöriger des Mittelstandes ein Auto (S. 32 oben: Familie eines „Herrenfahrers“ mit Chauffeur, 1910); dazu kam die gewerbliche Nutzung und die im Rahmen „öffentlicher Dienste“ (S. 32 unten: gespiegelt in Spielzeugmodellen). Um 1914 gab es in Deutschland rund 55 000 Personenkraftwagen, 9000 Lastwagen und 20 600 Krafträder. Auf die einzelnen Städte und Gegenden verteilt, bedeuteten freilich diese Zahlen zunächst nur eine geringe Verkehrsdichte. 1907 zählte man z. B. in Karlsruhe 14 Motorräder, 50 Automobile und sechs Lastkraftwagen.

Eine solche geradezu idyllisch anmutende Entwicklung änderte freilich nichts an der Tatsache, daß die „Eroberung der Straße“ durch das neue Verkehrsmittel dem kollektiven Bewußtsein und Unterbewußtsein als zunehmende Gefährdung des Lebens erschien. Während auf der einen Seite die Automobilisten beim „Dahinrasen“ über die Landstraßen das Triumphgefühl „gewaltiger Motorenkraft“ voll auskosteten (die ersten Autorennen fanden 1894 und 1895 in Frankreich und England statt), empfand die Mehrzahl der Bevölkerung Angst und Schrecken vor einer Entwicklung, die ein weiteres Stück Ruhe, Sicherheit und Geborgenheit wegnahm und damit die allgemeine Nervosität verstärkte.



## Feine Automobile mit Uhrwerk.



10384 3



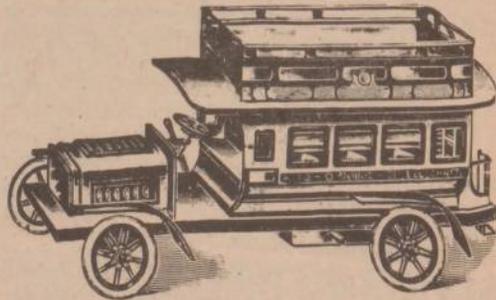
10384 4

### Coupé-Automobile

in feiner Polychromlackierung, mit solidem Uhrwerk, mit Blechrädern, Türen zum Öffnen, Chauffeur, Vorderachse verstellbar zum Gerade- und Kreisfahren



14299 1



14299 2 und 3

### Automobil-Omnibus

in feiner Polychromlackierung mit solidem Uhrwerk, Vorderachse verstellbar zum Gerade- und Kreisfahren mit Aufschrift:

heutigen, in einem Kasten versteckten Maschinen meist nicht möglich ist. Und diese Begreifbarkeit in jedem Sinne ist gewiß ein wesentlicher Grund für die Anziehungskraft technikgeschichtlicher Museen in einer arbeitsteiligen Welt voller undurchschaubarer Technologien.

Gleichwohl sind die Objekte in Hagen bislang teilweise so aufbereitet, daß sie einen falschen Eindruck vermitteln können. Denn sie sind in einem nahezu klinisch-sterilen Zustand gehalten, so daß die Arbeitsbedingungen nur teilweise erkennbar sind, unter denen die Handwerke und Gewerbe einst ausgeübt werden mußten. Allenfalls die Enge mancher Werkstätten oder das Getöse eines in raschem Takt niedersausenden Hammers vermögen eine sinnlich konkrete Vorstellung von Arbeitsumständen zu geben ... Was bislang fehlt und trotz entsprechender Absichtserklärungen wohl ein Opfer der Aufbauanstrengungen wurde, ist die Einbeziehung der strukturellen Arbeitsbedingungen, die nicht in der Werkstatt selbst zu sehen sind: die Länge der Arbeitszeit, die Entlohnung, die Kontrolle der Arbeitsdisziplin, die Gewaltverhältnisse zwischen Meistern, Gesellen und Lehrlingen und so weiter. Dies und auch die oft große Armut in vorindustrieller Zeit wird durch die blankgeputzten Maschinen glatt verdrängt; es ließe sich auch nur einbringen über ergänzende Informationen in Form von Großfotos (zeitgenössischer) Darstellungen und Schriftzeugnisse.<sup>33)</sup>

Was hier und an anderen Orten präsentiert wird, ist sozusagen ein „topographischer Beweis“ für das Umdenken im Bereich historischer Reflexion. Jahrhundertelang war Geschichte fast ausschließlich dynastisch-militärische Geschichte gewesen; erst Ende des 19. Jahrhunderts begann man, die sozialen Strukturen und wirtschaftlichen Entwicklungen als gleichwertig mit den Ereignissen der politischen Sphäre zum Gegenstand historischer Forschung zu machen; je näher man an die Gegenwart herankommt, umso enger und unlösbarer wird der Zusammenhang von Politik und Wirtschaft, umso mehr wird die Wirtschaft zum geschichtsbildenden Faktor, umso mehr

damit auch zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft — so Angela Kaltenbrunner in einem Referat beim Symposium „Industriearchäologie in München“, 1978 (veranstaltet von dem 1977 gegründeten „Verein zur Förderung der Industriearchäologie“).

Auch in der Wirtschaftsgeschichte lasse sich ein annähernd der Wirklichkeit gerecht werdendes Bild der Vergangenheit nur dann entwickeln, wenn aus Primärquellen geschöpft werden könne; dem Ziel, wirtschafts-, technik-, und sozialgeschichtlich relevante Quellen zu erhalten, sind Wirtschaftsarchivare und Industriearchäologen in gleicher Weise verpflichtet. „Während sich der Industrie-Archäologe mit der ‚hard-ware‘, den technischen Denkmälern beschäftigt, die größtenteils nicht translozierbar in der Landschaft stehen, gilt die Tätigkeit des Wirtschaftsarchivars der ‚soft-ware‘, der schriftlichen Überlieferung in den Archiven der Unternehmen, Kammern und Verbände. Das erst in diesem Jahrhundert einsetzende Erkennen des Quellenwerts von Schriftgut und Denkmal aus dem Bereich der Wirtschaft konfrontiert den Wirtschaftsarchivar wie den Industrie-Archäologen mit der bedrückenden Tatsache, daß unersetzliches schriftliches und gegenständliches Quellengut vernichtet worden ist, eine Tatsache, die beide dazu aufrufen sollte, unverzüglich ‚zu retten, was zu retten ist.‘“<sup>34)</sup>

Die Industriearchäologie, ein Begriff, der in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts aufkam, hat sich vor allem empirisch aus den Gegebenheiten entwickelt; denkmalpflegerische Pragmatik war wichtiger als stringente Theorie. „Versteht man die Industriearchäologie als Summe verschiedener Forschungszweige, als eigentliches Forschungsfeld, mit dem generellen Bezugspunkt der Klärung unserer industriellen Vergangenheit, so erhellt sich erneut die lange Forschungstradition einzelner Aspekte: Entwicklungsgeschichten einzelner Industriezweige, wirtschafts- und sozialhistorische Arbeiten; technikgeschichtliche Untersuchungen bestehen seit langer Zeit. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß interessierte Techniker, Ingenieure, Wirtschafts- und

<sup>33)</sup> Hartwig Suhrbier, Kein Disneyland des Handwerks. Ein beispielhaftes Museum technischer Kultur, in: Frankfurter Rundschau, 9. 9. 1978.

<sup>34)</sup> Angela Kaltenbrunner, Industrie-Archäologie und Wirtschaftsarchivwesen. Möglichkeiten und Grenzen einer Zusammenarbeit, in: Archiv und Wirtschaft, Heft 3/4, 1978, S. 122 f.

Sozialwissenschaftler über den Forschungsgegenstand weit besser im Bilde waren als etwa die jüngst hinzugestoßenen Architektur- und Kunsthistoriker ... Was bisher überhaupt nur in Ansätzen zu finden war, ist die Sicherung des Quellenmaterials auf allen seinen Stufen. Es kann von der Dokumentation einer umfangreichen Industrielandschaft bis zum Produkt einer Firma gehen; kann in Plänen und realen Gegenständen bestehen. Man will das Material mindestens festhalten, es museal hüten oder — im besten Falle — auch an Ort und Stelle erhalten. Die englische Forschung, die noch heute in diesem Bereich als führend angesehen werden kann, basiert auf dem System, das vom Material ausgeht, seine Bearbeitung einbezieht — dies ohne jegliche Trennung in Gebrauchs- und Kunstgegenstände —, dann die zur Bearbeitung notwendigen Werkzeuge und ihre Funktion, aber auch ihr Funktionieren untersucht, die Kraftquellen aller Stufen des Herstellungsprozesses, das Transportsystem und die Verteilerorganisation einschließlich der von ihr abhängigen Strukturen erforscht und sie in ihrem Zusammenhang zu erfassen versucht. Neben dem Material ist der durch die Industrie geprägte Mensch Objekt der Forschung: seine Abhängigkeiten und Verstrickungen.<sup>35)</sup>

Eine gesamtheitliche Betrachtungsweise, die den arbeitenden Menschen und seine Alltagskultur in den Mittelpunkt rückt, kennzeichnet den Stand der wissenschaftlichen Bemühungen in der Bundesrepublik. Die Industriearchäologie erhält hier einen stärkeren theoretischen Überbau, der die Pragmatik auf entsprechende Leitideen ausrichtet. Mit einer gewissen Abgrenzung vom Begriff „Industriearchäologie“, der, wie gesagt, vorwiegend die pragmatischen Aspekte denkmalpflegerischer Aktivitäten charakterisiert, spricht man hier bevorzugt von der Erforschung der „Industriekultur“ als interdisziplinärer Aufgabe. „Industriekultur“ meint dabei die Kultur- und Lebensformen seit Beginn der Industrialisierung.

Ein internes Arbeitspapier des „Centrums Industriekultur Nürnberg“ beschreibt die dabei in Frage kommenden Bereiche wie folgt: „Spur-

ren vergangenen Lebens sind uns in Form von dreidimensionalen Objekten aus dem Arbeits- oder Wohnbereich überliefert. Private tradierte Quellenbestände müssen ebenso erschlossen werden wie die in öffentlichen oder betrieblichen Archiven eingebrachten Materialien. Somit kann vor allem ein Bild vom täglichen Leben der Menschen in ihren jeweiligen gesellschaftlichen Bedingungen entstehen. Insbesondere aus den lebensgeschichtlichen Erfahrungsberichten noch lebender Personen erhalten wir eine Dimension der subjektiven Erfahrung. Sozial- und Kulturgeschichte kann so einen bildenden und Orientierungsvermittelnden Erfahrungsreichtum zur Verfügung stellen, wenn wir an verallgemeinerungsfähigen Lebenssituationen anknüpfen, die sich — was wir in unserer eigenen Existenz beobachten können — im historischen Prozeß verändern:

— *Wandel des urbanen Lebensraums:*

Kleinstadt, Industriestadt, Vorstadt — Stadtteil — Zentrum, Straßen, Land-Stadt-Unterschiede, Verkehr, Kommunikation und die Vernetzung der sozialen Orte, Gesundheitswesen;

— *sozialer Wandel und die Strukturen der Lebensbedingungen:*

die gesellschaftlichen Schichten und Klassen — Fabrikanten, Arbeiter, Angestellte, Diener, Boten, Beamte, Kaufleute, Geschäftsinhaber etc. und deren Wohnen, Freizeit, Arbeitsvereine, ihre Leitbilder, Wunschvorstellungen und ihr Leiden;

— *Lebensgeschichtliche Erfahrungen:*

Kindheit, Schule, Lehre, Verhältnis Mann-Frau, Alter, Tod, typische Alltagserfahrungen ebenso wie Krieg, Flucht und Vertreibung;

— *Lebenszusammenhang, epochentypische Konstellationen und politische Kultur:*

Obrigkeitsstaat, König- und Kaisertum, Demokratie, Demokratisierung, Politische Parteien, Arbeiterbewegung, Revolution, Inflation, Weltwirtschaftskrise, Nationalsozialismus, Trümmerzeit, Wirtschaftswunder, Konsumgesellschaft etc.“

Zum Thema Industriekultur stehen heute, wie die Einzelfragen wie Schwerpunktsbereiche betrifft, ein höchst umfangreiches wissenschaft-

<sup>35)</sup> Hans Martin Gubler, Industriearchäologie. Versuch einer Beschreibung, in: archithese, Heft 5/1980, S. 6.

ches Schrifttum, eine stattliche Zahl von Quellensammlungen und die Reprints autobiographischer wie sonstiger Zeugnisse zur Verfügung. Von besonderer Bedeutung sind dabei die vielen Ausstellungskataloge, in denen auf meist hervorragende Weise Materialien zur Verfügung gestellt und verarbeitet werden. Man möchte im Interesse demokratischer Identitätsbildung dieser Literatur, vor allem auch im Schulbereich, eine größere Verbreitung wünschen; hier wird in Einzelforschungen und Überblicksdarstellungen, an Hand von Spezialthemen und interdisziplinärer Zusammenschau eine plastische Darstellung der Maschinenwelt und des Alltagslebens gegeben, was Geschichtsverständnis und geschichtliche Reflexion von der Frustration der Abstraktion zu befreien vermag, ohne daß deshalb die Anstrengung des Begriffs suspendiert würde (dieser unterzieht man sich hier freilich auf eine „libidinösere“ Weise!).

Die Arbeiterkultur etwa hat nun die Chance, zur Kenntnis genommen zu werden. Da das Geschichtswissen wie das Geschichtsver-

ständnis weitgehend ein bürgerliches waren, standen bislang die bürgerlichen Themen im Mittelpunkt oder Vordergrund; auch hier muß der Historismus „zurückgenommen“ werden: „Der Historismus bildete für das deutsche Bildungsbürgertum den geistigen Boden, aus dem Wissen und Erkenntnis wuchsen. Im Gefolge von Niebuhr und Ranke drängten Professoren und Studenten zum Studium der Quellen, um zu erfahren, ‚wie es wirklich gewesen ist‘. Freilich führte dies oft zu einer Anhäufung von Gelehrtenwissen, dessen Unwert Nietzsche in seinen ‚Unzeitgemäßen Betrachtungen vom ‚Nutzen und Nachteil der Historie‘ anprangerte. Ein solches historisches Wissen ist ihm ‚als kostbarer Erkenntnis-Überfluß und Luxus verwöhnte(r) Müßiggänger im Garten des Wissens‘ ernstlich verhaßt. Er schließt das Vorwort zu seinen Betrachtungen mit den kritischen Worten: ‚Es gibt einen Grad, Historie zu treiben, und eine Schätzung derselben, bei der das Leben verkümmert und entartet.‘ Diese Worte passen besonders gut auf den mit historischem Faktenwissen angefüllten Bildungsphilister.“<sup>36)</sup>

## Ausweitung der Museumslandschaft

Nachfolgend sollen einige Museumsprojekte, die sich jeweils in einem unterschiedlichen Stadium zwischen Planung und Verwirklichung befinden, in ihrem Selbstverständnis vorgestellt werden. Es geht dabei nicht um topographische Vollständigkeit; doch können die nachfolgend beschriebenen „Örtlichkeiten“ die Landkarte der Museumslandschaft in ihrer Veränderung markieren.

Das **Historische Museum in Frankfurt** gehörte zu den ersten Einrichtungen, die in „alternativer Form“ ihre Schausammlung gesellschaftspolitisch zu nutzen und zu interpretieren suchten. Die dabei angewandte Museumsdidaktik, die mit vielen Texten auf Schrifttafeln arbeitete, führte bei Kritikern zum Vorwurf, man wolle geschichtliche Zeugnisse ideologisch „einsetzen“. Sicherlich gab es Überzeichnungen, plakative Vereinfachungen und auch „klassenkämpferische“ Einseitigkeiten. Der Hauptgrund des Mißfallens dürfte je-

doch darin zu suchen sein, daß das Museum nun nicht mehr als Ort des „interessenlosen Wohlgefallens“ für den Bildungsbürger sich erwies; an die Stelle der Erbauung trat die Herausforderung.

Zum 100jährigen Jubiläum zeigte das Museum unter anderem eine Ausstellung, die den bezeichnenden Titel „Trophäe oder Leichenstein?“ trug und die „kulturgeschichtlichen Aspekte des Geschichtsbewußtseins in Frankfurt im 19. Jahrhundert“ zum Thema hatte. „Der Begriff von Kultur, der zugrunde gelegt wird, umfaßt nicht nur Poesie und bildende Kunst oder Musik, sondern mit gleicher Selbstverständlichkeit Kleidung, Hausrat, Technik. Diese Kultur- oder Bildungsgeschichte sieht im Historischen Museum eine

<sup>36)</sup> Horst Ueberhorst, Probleme der Geschichtswissenschaft. Ein Beitrag zur politisch-historischen Bildung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 41/1979, S. 4.

Institution, die gerade in ihrer Wirkung nach außen Bedeutung, im Kampf für eine bessere Zukunft den Sinn erhalten soll. Die Idee erwächst ... aus den Reihen des demokratisch und liberal orientierten bürgerlich-fortschrittlichen Lagers. Das ‚Historische‘ ist nicht Selbstzweck, es ist in den lebendigen Zusammenhang der Zeiten eingebettet, es ist Mittel für Verständnis und Gestaltung der Gegenwart und der Zukunft.“<sup>37)</sup>

Als der Rechtsanwalt Friedrich Scharff in einem im „Frankfurter Konversationsblatt“ 1861 veröffentlichten Artikel mit dem Titel „Die Hauptwache und der Paradeplatz in Frankfurt“ den Vorschlag machte, in der Hauptwache eine Halle für Frankfurts Geschichte, Sitte und Kunst einzurichten, nahm er den Aufbruch und Ausbruch aus dem „geschichtlichen Goldrahmen“, wie ihn das Historische Museum Frankfurt über hundert Jahre später wieder versucht, vorweg. Die Hauptwache sei ein Haus gewesen, das im Bewußtsein der Frankfurter Patrioten und Demokraten für traditionelle Autorität und obrigkeitlichen Zwang stehe; in ihr waren Patrioten, Liberale und Demokraten eingekerkert; im September 1848 wurden von dort die militärischen Aktionen gegen den Aufstand des Volkes koordiniert. Museum heiße nicht das öffentliche Vorzeigen von Antiquitäten und Kunstsachen. Es handle sich nicht um die Ausstellung einiger ausgegrabener Scherben und verrosteter Schwerter, sondern um Bildung im weitesten Umfang. Bildung soll Instrument, produktives und folgenreiches Agens eines noch nicht abgeschlossenen Emanzipationsprozesses, noch nicht abgeschlossener Geschichte sein<sup>38)</sup>.

Die Gedankennähe zur Forderung des Frankfurter Kulturdezernenten Hilmar Hoffmann, demokratische Museen einzurichten, ist gegeben. In „Kultur für alle“ schreibt er: „Von den Institutionen verlangt diese Museumspolitik eine erweiterte, ja sogar neu zu entwickelnde wissenschaftliche Fragestellung, entsprechende Methoden und eine für die Vermitt-

<sup>37)</sup> Jürgen Steen in der Einleitung zum Ausstellungskatalog: Trophäe oder Leichenstein? Kulturgeschichtliche Aspekte des Geschichtsbewußtseins in Frankfurt im 19. Jahrhundert, Frankfurt 1978, S. 8.

<sup>38)</sup> Jürgen Steen, Das Historische Museum Frankfurt am Main — Plan, Gründung und die ersten fünfundzwanzig Jahre, in: Trophäe oder Leichenstein?, a. a. O., S. 24.

lung an die Öffentlichkeit geeignete Didaktik. Diese Didaktik müßte die versprengten Interessen noch genauer konkretisieren und gemäß den Sammlungsgegenständen Bildungsinhalte formulieren und vermitteln. Diese Praxis wird derzeit aber in der enorm verschärften ideologischen Auseinandersetzung von politischen Extremen und ihren Parteigängern nicht hinreichend toleriert; es besteht die Gefahr, daß die Auseinandersetzung erstarrt. Die Verhärtung der Fronten und die Verfeindung der Ideologien auf beiden Seiten lassen die Modifikation von Denken und Handeln, die verständnisvolle Annäherung mit dem Ziel der Analyse gesellschaftlicher Widersprüche und ihres Ausgleiches kaum zu. Vielmehr drohen die Antagonismen die Absicht der Erneuerung rigoros zunichte zu machen. Dies führt dazu, daß kulturelle Institutionen gegenwärtig kaum dazu beitragen, gesellschaftliche Widersprüche abzubauen. Diese Feststellung sollte zu denken geben, da doch im wesentlichen gerade im kulturellen Bereich die außerhalb ökonomischer oder machtpolitischer Interessen gelegene politische und geistige Auseinandersetzung möglich sein sollte. Die Kulturpolitik muß dazu einen neuen Beitrag leisten, der parazentrisch auf Vermittlung begründet ist. Es gilt, weitere Mittel der Museumsarbeit einzusetzen oder vorhandene vernünftig zu bestärken, um zunächst Einsichten in die jeweiligen Gegenpositionen zu vermitteln. Dieser Hinweis kann indessen nicht als Flucht zur Mitte mißverstanden werden, zu einer Mitte, die Spengler als den ‚greisenhaften Wunsch nach Ruhe um jeden Preis‘ paraphrasierte. Ruhe ist in der Museumsarbeit nicht die erste Bürgerpflicht.“<sup>39)</sup>

Inzwischen ist in Frankfurt eine großangelegte Museumsplanung entwickelt worden, die auch eine Reihe von Einrichtungen enthält, die in einem gewissen Zusammenhang mit dem Thema „Industriekultur“ zu sehen sind. Am Schaumainkai sollen wichtige Kunst- und Kultur Museen der Stadt konzentriert werden; vier Neugründungen sind beabsichtigt: ein Musikmuseum, ein Museum für Architektur (dem ein Museum für zeitgenössische Kunst zugeordnet ist) und ein Filmmuseum

<sup>39)</sup> Hilmar Hoffmann, Kultur für alle. Perspektiven und Modelle. Aktualisierte und erweiterte Ausgabe Frankfurt am Main 1981, S. 125.

Heinrich Klotz, Marburger Kunsthistoriker, Urheber des Plans eines bundesdeutschen Architekturmuseums, meint, daß eine solche Einrichtung neben der klassischen Programmatik eines jeden Museums, die darin bestehe, die Produkte der Kultur in ihren historischen Ausprägungen zu überliefern, zeigen müsse, was möglich und wünschbar ist; es habe die Retrospektive in die andere Richtung hinüberzulenken, wo noch nichts zu sammeln und zu konservieren und alles zu erwarten ist.

Das **Museum der Stadt Rüsselsheim** ist eine kleine Einrichtung (nicht nur, wenn man es an den häufig als Gigantomanie verschrienen Frankfurter Pläne mißt). Es hat sich jedoch als ein Pilotprojekt für neue Museumskonzeptionen erwiesen. Die ortsgeschichtlichen Museen, die der Sozialgeschichte der letzten 150 Jahre unter ausdrücklichem Einschluß von Industrialisierung und Arbeiterbewegung einen angemessenen Platz geben, haben wenige Vorbilder. Das Rüsselsheimer Museum, das 1976 mit einer Abteilung „Industrialisierung“ eröffnet und inzwischen mit weiteren Abteilungen zur Vor- und Frühgeschichte und zur Zeit vom Mittelalter bis zum Beginn der Industrialisierung erweitert wurde, versteht sich — so Peter Schirmbeck — sein Gründer und Leiter — als eine Institution innerhalb des öffentlichen Bildungswesens:

„Die Ziele der Bildungsarbeit des Museums liegen — einmal ganz allgemein umrissen — darin, dem Besucher, durch Einblicke in Zusammenhänge älterer und neuerer Geschichte, seinen eigenen, gegenwärtigen historischen Standpunkt klarer werden zu lassen. Dies bildet eine wichtige Voraussetzung für Entscheidungen, die die Bürger in bezug auf gegenwärtige und zukünftige Probleme treffen müssen. Dabei unterstützt die Konzeption des Rüsselsheimer Museums bewußt demokratische Zielsetzungen, indem sie beispielsweise das Vorhandensein undemokratischer, inhumaner Herrschaftsverhältnisse zu verschiedenen historischen Zeiten nicht harmonisierend verschweigt. In diesem Sinne ist die Museumsarbeit nicht neutral, sondern aufklärend in einem humanen, emanzipatorischen Interesse.

Dies findet seinen Ausdruck auch in der Sammlungs- und Ausstellungspraxis, die nicht

nur Objekte der ‚höheren Ebenen‘ berücksichtigt, sondern kulturelle Entwicklung in einem umfassenderen Sinn begreift. Das Leben der ‚kleinen Leute‘, der Bereich ‚Arbeit‘ soll in diesem Sinne ebenfalls anschaulich repräsentiert werden. Die Sammlungspraxis des ehemaligen Rüsselsheimer Heimatmuseums, die immer schon kulturelle Entwicklung näher an der Basis dokumentierte, bot hier bereits Anhaltspunkte. So enthielt der Museumsbestand des Heimatmuseums bereits Objekte aus dem Leben der bäuerlich-handwerklichen Epoche; darüber hinaus war die industrielle Epoche — vor allem die Entwicklung von Opel — ansatzweise im Sammlungsbereich vertreten.

Hervorzuheben für die Museumsarbeit ist weiterhin — ermöglicht durch den Umgang mit sinnlich-anschaulichem Material — der ästhetische Bereich. Bei der Darstellung vergangener Zeiten spielen bildliche Darstellungen als historische Dokumente eine wichtige Rolle. Sie enthalten außer anschaulichen Ausschnitten aus dem Leben vergangener und gegenwärtiger Zeiten auch Informationen darüber, wie mit ästhetischen Mitteln die jeweilige Zeit realistisch oder verfälschend dargestellt werden konnte.“

Im Mittelpunkt der Abteilung „Industrialisierung“ steht die besondere Rolle, die für Rüsselsheim das Opelwerk seit mehr als einhundert Jahren spielt. Ziel dieser Abteilung ist es, einen anschaulichen und informativen Überblick über die industrielle Entwicklung in Rüsselsheim von 1820—1945 zu geben. Schwerpunktmäßig zeigt die Ausstellung Objekte zu den Themen: Fabriken, Industrieerzeugnisse, Maschinen, Arbeiter und Arbeitsverhältnisse, Wohnverhältnisse, Stadt- und Bevölkerungsbild, künstlerische Darstellungen, Arbeiterbewegung, politische Verhältnisse. Objekte der technischen Entwicklung werden nicht, wie es so häufig geschieht, isoliert, ohne ihren sozialen Bezugsrahmen ausgestellt, sondern in diesen eingebunden. Der Besucher kann den technischen Fortschritt anhand der ausgestellten Maschine erfahren, gleichzeitig sieht er historische Dokumente zu sozialen und politischen Problemen, die sich mit der Industrialisierung entwickelten. Enorme Steigerung der Produktivität einerseits; Anwachsen sozialer Konflikte andererseits. Künstlerische Beiträge, die thematisch mit der Industrialisie-

rung in Beziehung stehen, sind mehrfach in der Ausstellung eingefügt; Kunst wird nicht allein aus sich heraus, sondern in Beziehung zur historischen Entwicklung verstanden.

1979 wurde das Museum Rüsselsheim mit dem Museumspreis des Europarates ausgezeichnet. Der Ausschuß „Kultur und Erziehung“ begründete seine Entscheidung damit, daß dieses Stadtmuseum einen besonders beachtlichen Beitrag zur Entwicklung und Bereicherung eines europäischen Bewußtseins geleistet habe. Es sei gegenwärtig eines der bedeutendsten und einflußreichsten Museen in Europa; in seiner Grundauffassung, seinem Aufbau, seinem erzieherischen Beitrag und seinem Sinn für soziale und moralische Verantwortung liefere es einen neuen und wertvollen Beitrag zum Geschichtsverständnis einer industrialisierten Gemeinschaft. Im Unterschied zu anderen Museen, die diese Epoche der Industrialisierung überwiegend unter dem Aspekt des technischen Fortschritts abbildeten, würde in Rüsselsheim versucht, die mit der Industrialisierung verbundenen gesellschaftlichen Veränderungen hervorzuheben.

Im Rheinisch-Westfälischen Industrieviertel begannen die Denkmalsämter erst um 1970 mit dem Registrieren und Dokumentieren der Bauten und Anlagen aus dem Bereich von Arbeit und Technik. 1978 sagte Helmut Bönnighausen, der zuständige Referent im Münsteraner Denkmalsamt: „Noch besteht die Möglichkeit, das halbe Dutzend jener Monumente zu erhalten, an denen sich die wichtigsten Entwicklungsetappen ablesen lassen. Diese, nach allen Abbrüchen einzigartige Chance sollte unbedingt genutzt werden, denn das Revier droht sein Gesicht zu verlieren.“<sup>40)</sup>

Die Industriearchäologie befindet sich somit selbst hier, in einem der größten schwerindustriellen Ballungsräume Europas, der seine Existenz der industriellen Revolution verdankt, noch ziemlich am Anfang. Die ehemalige Zeche Zollern II in Bövinghausen/Dortmund soll nun zum Mittelpunkt eines Industriemuseums werden. Am 19. Juli 1979 faßte die Landschaftsversammlung des Landschafts-

verbandes Westfalen-Lippe folgende Resolution:

„Die Industrialisierung, die Entwicklung großstädtischer Lebensformen sind Voraussetzung für alle Erscheinungen der modernen Arbeitswelt. Dieser Prozeß muß den Bürgern unseres Landes als Teil ihrer geschichtlichen Identität bewußt gemacht werden. Aus seiner Verantwortung für die landschaftliche Kulturpflege entsteht dem Landschaftsverband die Verpflichtung, auch Zeugnisse der Industriekultur nach 1850 zu dokumentieren und für die Bürger als Basis unserer Arbeitswelt begreifbar zu machen.

Die Landschaftsversammlung fordert daher die Verwaltung auf, ein Konzept für ein Westfälisches Industriemuseum vorzulegen.

Das Museum muß Bauten, Anlagen und die Veränderung der Lebens- und Arbeitsbedingungen seit Beginn der Industrialisierung dokumentieren und für die Öffentlichkeit erschließen; es soll zudem die Bemühungen der Denkmalpflege unterstützen, exemplarische Anlagen aus dieser Zeit zu erhalten...

Der Charakter des Museums verlangt eine dezentrale Organisation. Weitere historische Anlagen verschiedener Industriezweige in den Teilregionen von Westfalen und Lippe sind einzubeziehen. Sie sollen ebenfalls die Chance vielfältiger Nutzung als kultureller Mittelpunkt für ihren Standort bieten.“<sup>41)</sup>

Anhand der technischen Denkmäler, der Baudenkmäler, aber auch der kleinen, unscheinbaren Zeugen der Alltagswelt lasse sich die Geschichte der letzten eineinhalb Jahrhunderte ungleich lebhafter und sinnfälliger darstellen als sie durch Literatur oder den Geschichtsunterricht möglich sei, so Herbert Nesecker, Direktor des Landschaftsverbandes. Geschichte erscheine nicht als etwas Abgeschlossenes, von unserem Leben Abgesetztes, sondern als ein lebendiger prägender Bestandteil unserer Umwelt; Geschichte erweise sich als Kulturgeschichte im weitesten Sinn, die das Leben der Menschen umfaßt, ihren privaten häuslichen Bereich ebenso wie die Arbeit in den Fabriken, Lebenskampf und Lebensfreude. Die

<sup>40)</sup> Vgl. Hartwig Suhrbier, Burgen und Dome der Industrie, in: Magazin. Kultur an Rhein und Ruhr, Maiheft 1979, S. 4 ff.

<sup>41)</sup> Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Ein westfälisches Industriemuseum. Texte aus dem Landeshaus, 1. 1979, S. 3.

industrielle Entwicklung habe alle Lebensbereiche ergriffen, das Wohnen und die Freizeit ebenso verändert wie die Arbeitswelt, so daß es gerechtfertigt sei, von Industriekultur zu sprechen; von dieser Industriekultur legten nicht allein Bauten Zeugnis ab, sondern ebenso Möbel und die kleinen Dinge des täglichen Lebens. „Unsere Dokumentation jüngster Geschichte soll in allen Bereichen zur Identifikation einladen, muß deutlich machen, daß wir keine dreidimensionale Geschichtsfibel vorführen, sondern eigene Geschichte, die Geschichte der kleinen Leute, die Geschichte unserer Väter und Vorväter. „So hat mein Opa gelebt, so mein Großvater gearbeitet! — Solche selbstbewußten Sätze müssen in unserer künftigen Museumsanlage möglich sein. Die Zeit drängt jedenfalls. Wenn unsere Kinder einmal sehen sollen, wie Großeltern und Urgroßeltern in ihrer Jugend wohnten und arbeiteten, wie sie gekleidet waren und ihre Sonntage verbrachten, müssen wir jetzt beginnen, unsere Vergangenheit der letzten 150 Jahre museal darzustellen.“<sup>42)</sup>

In Nürnberg wurde als Abteilung des Schul- und Kulturreferats das **Centrum Industriekultur** gegründet — mit der Absicht, die Entwicklung der Stadt im 19. und 20. Jahrhundert unter dem Aspekt der Industriekultur zu erforschen und eines Tages museal zu präsentieren. Aufgabe der Einrichtung ist es, die verschiedenen relevanten Bereiche zu koordinieren und eine umfangreiche Sammlung einschlägiger Materialien anzulegen. „Nürnberg als Beispiel der Entwicklung der industriellen Gesellschaft in Deutschland der Öffentlichkeit vorzuführen“, so kommentierte Karl Bosl dieses Konzept, „begeistert mich nicht nur, sondern scheint mir auch eine lange fällige und notwendige Aufgabe von höchster integrativer Wirkung in unserer fast schon postindustriell werdenden Gesellschaft zu sein. Ich halte aus vielen Gründen Nürnberg, neben Florenz Wiege der europäischen Technik, für ein ausgezeichnetes und zwar auch spezifisches Modell, um Wirkung, Eigenart und Substanz industrieller Kultur nicht nur wissenschaftlich zu analysieren, aufzubereiten und darzustellen, sondern auch an diesem Ort, der

neben Großindustrie, Mittel- und Kleinindustrie sich ganz besonders entwickelt hat (der ein eigenes Arbeiter- und Fabrikantentum entstehen ließ, eine eigene Mentalität und kulturelle gesellschaftliche Situation entfalte), Wege zu einer bewußt historisch-kulturell mental bedingten Integration der Menschen dieses Siedel-, Arbeits-, Gesellschafts- und Kulturraumes zu entwickeln und aufzuzeigen.“

In einer ersten Phase konzentriert sich die Arbeit des „Centrums Industriekultur“ vor allem auf die Sattelzeit der Industriekultur, den Zeitraum von etwa 1835 (Eröffnung der ersten deutschen Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth) bis zum Ersten Weltkrieg, der die Prozesse grundlegender Umstrukturierung von der Agrar- zu der Industriegesellschaft und die Herausbildung der Industriekultur umfaßt. Die Lebensformen der Menschen wandelten sich grundlegend: Die Arbeit und ihre Organisation, die Sozialstruktur des Zusammenlebens, die Kulturformen der Freizeit, das Geistesleben und die politischen Ideen, die künstlerischen Ausdrucksformen, in denen die Menschen ihre Erfahrungen, Sehnsüchte und Leiden verarbeiteten, die Leitbilder, in denen sie sich wieder finden konnten — dieser die Industrialisierung begleitende Evolutionsprozeß prägte die Kultur der industriellen Region und die sozialen Strukturformen der industriellen Großstadt.

Die Region Nürnberg ist, so heißt es in einem Konzeptpapier des „Centrums Industriekultur“, aus einer Reihe von Gründen ein hervorragendes exemplarisches Beispiel für Industriekultur schlechthin:

„1. Die Entstehung der Nürnberger Industrie vollzog sich aus den Grundlagen der handwerklich-städtischen Kultur, wie sie sich seit dem Mittelalter ausgeformt hatte, in den für Deutschland typischen Stufen und Leitsektoren der Wirtschaft. Beispielhaft für die erste Industrialisierungsphase zwischen 1835 und den 70er Jahren ist die Entstehung der Maschinenbauindustrie. Im Zusammenhang mit dem initiierten Faktor Eisenbahnbau ist an den Maschinenfabriken Spaeth und Klett (dann Cramer-Klett, Maschinenbau A.G., MAN) der Übergang vom Handwerk zum arbeitsteiligen Industriebetrieb nachvollziehbar. Die zweite Industrialisierungsphase in

<sup>42)</sup> Herbert Neseke, Auch Geschichte der kleinen Leute, in: Ein westfälisches Industriemuseum; a. a. O., S. 6.

Deutschland ist durch die Entwicklung der Elektroindustrie kennzeichenbar. Sigmund Schuckert, der aus der Tradition des Handwerks kam und im Grunde immer in ihr blieb, gelang es, die Möglichkeiten der industriellen Umsetzung und Verwertung von elektrotechnischen Innovationen zu erkennen und sich den mit der Elektrifizierung der achtziger und neunziger Jahre entstehenden neuen Markt zu erschließen.

2. Der die Industrialisierung begleitende Prozeß der Herausbildung der industriellen Großstadt ist im Raum Nürnberg exemplarisch feststellbar. Die Bevölkerungsentwicklung blieb während der ersten Industrialisierungsphase überschaubar, explodierte jedoch zwischen 1880 und 1910 parallel zur zweiten (von 142 590 auf 333 142 Einwohner). Durch die für die Entstehung der deutschen Großstadt typischen Eingemeindungen mußte das Stadtgebiet enorm ausgeweitet werden. Die Mobilität der Zuwanderer auf der Suche nach einem Arbeitsplatz vom Land in die Stadt (beispielsweise aus der Oberpfalz nach Nürnberg) brachte eine Fülle sozialer und kultureller Integrationsprozesse mit sich. Im Bedingungs-zusammenhang mit dem industriellen Wandel entstand die kommunale Infrastruktur (Gaswerk 1847, Elektrizitätswerk 1896). Die Trennung von Wohnung und Arbeitsplatz ließ einen bisher nicht gekannten Massenverkehr entstehen (Straßenbahn 1881). Die Zweiradindustrie entstand (Herkules und Victoria 1886). Die Stadt veränderte ihr Gesicht grundlegend. Die Industriekultur formte sich aus.

3. Nürnberg galt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als die ‚deutsche Stadt‘. Ihr kultureller Wert wurde in ihrem mittelalterlich-handwerklichen Charakter gesehen. Die Herausbildung zur Industriestadt zu zeigen, erscheint besonders reizvoll.“

Das Nürnberger „Centrum Industriekultur“ gehört, da es den Gesamttraum der Stadt einbezieht, zu den größten Unternehmungen dieser Art; das Ziel eines industriekulturellen Museums (auf einem großen Industriegelände, einem ehemaligen Eisenwalzwerk) wird dabei schrittweise, unter anderem durch eine Serie von Ausstellungen, die sich vor allem um die Visualisierung von Begründungszusammenhängen und um die vieldimensionale Auf-

schlüsselung von Problembereichen bemühen, angegangen. Die Probleme, die sich angesichts der Objektfülle bei der Sammlung (in Nürnberg unterteilt in die Bereiche Technik, Handwerk und Fabrikgeschichte, Alltagskultur, Ensembles der Lebenswelt, individuelle Kultur und Lebensgeschichten, öffentliche Lebenswelt) ergeben, werden in einem konzeptionellen Entwurf zur Gliederung der Sammlung (Verfasser Jürgen Franzke) wie folgt angesprochen:

„Niemand hat heute einen systematischen Überblick über die Gegenstandswelt der vergangenen eineinhalb Jahrhunderte. Auch aus der kunstgeschichtlichen, geschichts- und sozialwissenschaftlichen Literatur kann dieser kaum verschafft werden. Zudem muß ein solches Literaturstudium mit den Erfahrungen der Sammlungsarbeit ständig konfrontiert werden; es wäre falsch, ein mehrmonatiges Literaturstudium vor die eigentliche Erschließung zu stellen. Die Sammlung hat somit die Aufgabe, Objekte, die vom Untergang oder der Zerstörung bedroht sind, zu *retten*. Es soll ein *Fundus* angelegt werden, welcher später — in der Gestaltung des Museums — die Möglichkeit der differenzierten Darstellung offenläßt. Damit ist nicht die Rückkehr zum Prinzip des totalen Sammelns gemeint: es wird nicht ‚alles‘ aufgenommen, wir sind jedoch heute noch nicht gezwungen, eindeutige Grenzlinien zu ziehen. Sammeln selbst ist in sich bereits historische Erschließung, denn unbekannte Objektwelt wird entdeckt und eröffnet den Blick für neue Perspektiven. Die Sammlungspraxis ist als solche ‚Aneignung von historischem Wissen‘, denn nirgends in der Literatur gibt es Unterlagen von Wohnräumen, Küchen etc., wie man sie heute faktisch ‚vorfindet‘: Elemente einer gewachsenen Lebenswelt, welche keine geschlossene Stilform kennt. Da stehen nebeneinander das Küchenbüfett, welches zur Hochzeit 1924 angeschafft wurde, und die Constructa Waschmaschine von 1956. Der Eßtisch im nachempfundenen Bauhausstil, den 1930 ein Schreiner angefertigt hat, und darauf die Melitta Kaffeemaschine von 1965. An der Wand darüber, die Kaffeemühle von 1940. Dieses (erfundene) Beispiel verdeutlicht, was gemeint ist: die Vielfalt der Lebenswelt kann nur *konkret* erschlossen werden. Historisches Wissen hilft uns bei der *Beurteilung* zur Auf-

nahme des Ensembles in die Sammlung. Anschließend sei noch auf einen bemerkenswerten Fehler in der Sammlungspraxis der Berliner Kunstgewerbemuseums in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts hingewiesen, welcher uns zu denken geben sollte, was die zeitliche Eingrenzung der Sammlung betrifft:

Der (in Berlin) ab 1906 amtierende Direktor Otto von Falke erwarb ... während seiner langen Amtszeit prinzipiell ... nichts Zeitgenössisches ... Falkes Vorgehen lag die zu seiner Zeit nicht alleinstehende Überzeugung zugrunde, daß sich künstlerische Qualität in der Produktion der Gegenwart nicht erkennen läßt. Seine Überängstlichkeit hat sich sehr zum Schaden des Museums ausgewirkt, das diese Lücke heute teuer zahlend büßen muß. Denn auch kein Stück der wirklichen Hochleistungen der Nachjugendstilzeit kam so in unsere Sammlung, kein Beispiel der Wiener Werkstätten nach Entwürfen von Hoffmann, Wagner oder Prutscher; nicht einmal die esoterischen Kostbarkeiten des französischen art deco — geschweige denn die auf Serienproduktion angelegten Bauhaus-Entwürfe oder gar wirkliche Belege der Alltagskultur. Hier wurde, im Streben nach hohem Niveau, das Kinde mit dem Bade ausgeschüttet.' (Barbara Mundt)

Wenngleich die Epoche industriekultureller Entwicklung, welche — ab etwa 1830 beginnend — durch die Elemente Eisen, Kohle und Dampf geprägt war, heute als beendet angesehen werden muß und während die ‚postindustrielle Gesellschaft‘ Raum greift, durch noch vor zwei Jahrzehnten für unmöglich gehaltene Neuerungen — computergesteuerte und von Automaten bediente Produktionsstraßen, elektronisch intensivierte Methoden der Kommunikation und Textverarbeitung etc. —, während wir also heute in eine Zeit hineintreiben, deren Begrifflichkeit erst noch gefunden werden muß, sind wir angehalten, kulturelle Entwürfe dieser Zeitepoche zu beachten und u. U. exemplarisch Dinge zu sammeln.

Es ist selbstverständlich, daß die Geschichte der Entstehung und Entwicklung der zweiten deutschen Republik, der Bundesrepublik, gegenständlich dokumentiert werden muß. Bereits heute, angesichts ungewisser Zukunfts-

entwürfe, geraten die 50er Jahre zur Legende und werden verklärt. Auch um dem entgegenzuwirken sind Dinge, wie der Nierentisch, der Musikschrank und das mit Persermuster bedruckte Linoleum, gesuchte Zeugen dieser Zeit. Es bleibt zu fragen, inwieweit wir eine Dokumentation der Plastikdinge — z. B. als Designgeschichte — nicht heute bereits beginnen müssen."

1978 gab der Ministerpräsident von **Baden-Württemberg**, Lothar Späth, die Anregung, ein **Historisches Landesmuseum für Technik** zu schaffen. Als ein Pendant zum Deutschen Museum, einem Denkmal der Fortschrittsbegeisterung zu Beginn unseres Jahrhunderts, hat diese geplante Einrichtung drei ineinanderwirkende Perspektiven, und zwar eine historisch-darstellende, eine entmythisierend-aufklärende und eine sozial-kulturgeschichtliche. In diesem Museum solle der Bevölkerung die Entwicklung der Technik und ihr Einfluß auf die Wirtschaft und Sozialgeschichte möglichst anschaulich und praktisch nahegebracht werden, heißt es in einer Informationsschrift, die nach dem Beschluß des Ministerrats 1979 über die „Errichtung eines Landesmuseums für Technik“ als Fortbildungseinrichtung in Mannheim herausgebracht wurde. „Eine isolierte Darstellung von Technikgeschichte soll ebenso vermieden werden wie eine einseitige Hervorhebung primär der Sozialgeschichte. Nur die Verbindung beider Gesichtspunkte ermöglicht es, die Veränderung der modernen Lebenswelt und damit unsere Gegenwartsprobleme zu begreifen.“<sup>43)</sup> Folgende Schwerpunkte sind vorgesehen: Das Textilgewerbe in der Industrialisierung (Heimarbeit, Manufakturen und Fabriken, Textilveredelung, moderne Produktionsbedingungen, Ausbildungswege), technischer Fortschritt und seine Bedingungen im Maschinenbau (die Maschinenfabriken in Eßlingen und ihre Arbeiter, das Zahnrad, die Werkzeugmaschinen und ihre Entwicklung, die Automatisierung, die Entwicklung der Schreibmaschine und ihre Folgen, Schwefelsäure und Sodaherstellung, Entstehung der pharmazeutischen Industrie, chemische Industrie und Landwirtschaft, der Weg

<sup>43)</sup> Projektgruppe Technik-Museum Baden-Württemberg, Begegnung mit Technik in der Industriegesellschaft, Landesmuseum Mannheim, Stuttgart 1980, S. 3.

zu den Kunststoffen), die Bedeutung des Verkehrs für die Industriegesellschaft (die Eisenbahn, der Straßenverkehr, die Binnenschifffahrt, Leitungen, Kommunikation/Nachrichtenwesen, Verkehrskonzeption), Energie, Schlüssel für Wirtschaftswachstum und Lebensstandard (die Energiespender und ihre Nutzbarkeit, Energienutzungen).

Aufgrund solcher ersten Versuche, Darstellungsinhalte des Museums zu konkretisieren, gelte es nun, entsprechende Sammlungen anzulegen und Vorstellungen für die Visualisierung zu entwickeln. „Gibt es noch Arbeitsplätze vergangener Tage, alte Maschinen, Werkzeuge, Einrichtungen, Photographien, Urkunden, Verträge, die zeigen, wie und unter welchen Bedingungen erfunden und entwickelt, gearbeitet und gelebt wurde? Vieles wird durch Krieg und Nachkriegszeit durch Wiederaufbau und Modernisierung unwiderruflich verloren gegangen sein. Dennoch ist manches erhalten geblieben, oft ganz zufällig, was weiterer Erhaltung und Pflege wert ist. Hinweise und Anregungen hierzu werden Gestalt und Wirklichkeit des Museums mitbestimmen.“<sup>44)</sup>

**Berlin** hat eine reichhaltige, aus der Geschichte Preußens und des Deutschen Reiches entstandene Museumslandschaft, in der viele Gebiete der Kunst, Kultur, Natur, Technik und Geschichte reichhaltig vertreten sind. Nur unzureichend sei jedoch in den Einrichtungen der Versuch gemacht worden, die Anschaulichkeit des Museumsgegenstandes dadurch zu bewirken, daß ein Erfahrungsbezug zwischen einer bestimmten historischen Situation, in der dieser Gegenstand verständlich war, und den heutigen Lebenszusammenhängen hergestellt wird. Der öffentliche Auftrag von Museen in einer demokratischen Gesellschaft müsse mehr begriffen und erfüllt werden. Berlin sei auf Grund seiner politischen In-sellage ein Ort, da man sich ernsthaft Gedanken über die Funktion von Kunst, Wissenschaft, Industriekultur und Alltagsleben machen müsse — damit ein geeigneter Ort für eine Bestandsaufnahme und Neubestimmung des Museums, so Tilman Fichter und Jochen Boberg in einem Exposé, das ein **Museum für**

## Alltagskultur, Stadtentwicklung und Geschichte der Arbeit vorschlägt.

Trotz guter Bestände in den Berliner Museen und Sammlungen (wie Landesarchiv, Berlinische Galerie, Bauhaus, Werkbund-Archiv usw.) bestehe ein Defizit in der Westberliner Museumslandschaft, ein weißer Fleck, der von einem Mangel in unserem demokratischen Selbstverständnis zeuge. Die DDR habe bisher mit Alleinvertretungsanspruch sich diesem bei uns vernachlässigten Bereich gewidmet: Kultur und Geschichte des Volkes, Alltagsgeschichte, Geschichte der Mehrheiten, Geschichte des dritten Standes, des Proletariats, der Arbeiter, ihrer Künste und Kultur, ihrer Lebenszusammenhänge, ihres Anteils an der Geschichte als Handelnde, kurzum: die Geschichte der Industrialisierung und der Arbeiter.

Die in den Vereinigten Staaten besonders für die Indianer-, Gewerkschafts- und Frauengeschichte entwickelte Methode der Mündlichen Geschichte (oral history) könnte hier sinnvoll Anwendung finden. Auch die in der Bundesrepublik bisher selten angewendete Methode des „Aktiven Sammelns“ müßte im Zusammenhang mit einem geplanten Museum zur Alltagskultur praktiziert werden. Durch Zeitungsanzeigen, Radiosendungen, TV-Reportagen usw. soll die Bevölkerung angesprochen werden, alte Illustrierten-Jahrgänge, Tagebücher, Privat-Fotos etc. — wie das kürzlich vom Kunstamt Kreuzberg mit einem gewissen Erfolg versucht worden ist — dem Museum zu übereignen. Durch gezieltes aktives Sammeln können nicht nur verschollene Erfahrungen und Objekte wieder belebt werden, sondern es stellt sich auch eine neue Identität zwischen Bürgern und Museum ein.

„Unser Alltags-Museum setzt bei den Lebens- und Handlungserfahrungen der Menschen heute an und bringt greifbare Verbindungen zur Geschichte. Dort gibt es z. B. eine Küche mit alten Kochrezepten, Nahrungsmittel, die früher verwendet wurden, Kochgeschirr aus verschiedenen Zeiten, Regionen und Materialien. Man kann schmecken und erfahren, wie in einer Mietskaserne des vorigen Jahrhunderts gekocht, eingekocht, gepökelt oder gebacken wurde. Das ist auch eine Möglichkeit

<sup>44)</sup> Projektgruppe Technik-Museum Baden-Württemberg, a. a. O., S. 51.

für ältere Menschen, ihre überkommenen Fähigkeiten weiterzugeben. Man braucht nur wenig Phantasie, um sich vorzustellen, wie in einem solchen Vermittlungsprozeß die Generationsschranken zwischen Jung-Berlinern z. B. aus der Alternativ-Szene und älteren Berlinern, die noch nicht Opfer der Wegwerf-Gesellschaft geworden sind, überbrückbar werden.

In unserem Alltags-Museum gibt es eine Nähstube mit vergilbten Handarbeitszeitschriften, wo Jugendliche nicht nur Sticken und Weben lernen, sondern auch über die Doppelbelastung der Frauen in der Industriegesellschaft diskutieren können. Dann gibt es eine Druckerei, eine Werkstatt für Holzarbeiter, eine kleine Arbeiterbibliothek aus dem Jahr 1890, und schließlich eine Fabrik im Hinterhof, wo man einen plastischen Eindruck vom damaligen 12-Stunden-Tag bekommen kann. Wenn man dann müde ist, geht man in eine typische Berliner Arbeiterkneipe mit Biergarten im Sommer oder erholt sich in einer der Ruhezeiten. Es gibt Arbeitsmöglichkeiten für Lern- und Diskussionsgruppen und, sehr wichtig, ein Teil des Museums steht immer für „Ad-Hoc-Ausstellungen zur Verfügung. Hier könnte z. B. zur Zeit — wenn das Museum schon existieren würde — eine Ausstellung über Bauspekulationen, preußisches Wohnrecht, Mietskasernen und die Instandbesetzer aus dem Jahre 1863 stattfinden. (Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts gab es in Hamburg, Breslau, Magdeburg und Stettin Mieterrevolten, 1863 kam es dann in Berlin zu Demonstrationen und Barrikadenkämpfen.) Eine solche unbürokratisch ad-hoc veranstaltete Ausstellung könnte z. B. zeigen, daß die Wohnmisere in den Großstädten eine lange historische Tradition hat.

Zum Museum gehören natürlich auch — schon als Begründung für die Aktiv-Bereiche — historisch aufgearbeitete Materialsammlungen und Dokumentationen, die die erzielten Forschungsergebnisse vermitteln. Art und Umfang aller Bereiche des Museums werden jedoch bestimmt von den Möglichkeiten und Notwendigkeiten, die durch Zielgruppen und Aufgabenstellung gegeben sind."

Findet sich dieses Projekt noch im Anfangsstadium, so ist das **Museum für Verkehr und**

**Technik** in Berlin bereits beschlossen. Man könne heute im wesentlichen drei Typen von Wissenschaft- und Technik-Museen weltweit festzustellen, heißt es in der von Günther Gottmann verfaßten Denkschrift zur Konzeption dieses Museums. Es gäbe:

— Sammlungen, die unberührt von heutigen Fragen der Museumspädagogik oder des Ausstellungsdesign die Werke wissenschaftlicher und technischer Meisterleistungen — als Einzelobjekte oder in historischer Reihung ausstellten. Heute oft leichtfertig als „verstaubte Objektfriedhöfe“ belächelt oder bekämpft, konnten sie eine solche Fülle historischer Zeugnisse bergen und retten, wie sie in keinem späteren Museum mehr erreichbar ist;

— Einrichtungen (wie das Deutsche Museum in München), die geprägt sind vom Geist eines ungebrochenen Stolzes auf den Fortschritt menschlichen Erfindungsgeistes und auf die genialen Leistungen des zu Selbstbewußtsein erwachten Ingenieurs. Wie die Künstler und Dichter ihre Walhalla haben, so sollten auch die großen Erfinder geehrt werden. Man verstand sich von vorneherein als Bildungsanstalt, und zwar für breiteste Schichten der Bevölkerung; nach diesem pädagogischen Konzept wurden Originale wieder funktionsfähig gemacht, Funktionsmodelle und Experimentieraufbauten wieder hergestellt, Druckknopfexperimente entwickelt und sorgfältig ausführliche Herkunfts- und Funktionsbeschreibungen angebracht. Auf dem Weg durch die Geschichte von den einfachen Anfängen bis zu den Glanzleistungen gegenwärtiger Technik soll der Besucher einerseits Hochachtung vor den großen Erfindern, andererseits in gehorsamem Nachvollzug die Prinzipien eben dieses technischen Denkens erlernen;

— Einrichtungen, die oft unter bewußter Vermeidung des Namens „Museum“ auf die Anlage historischer Sammlungen, erst recht auf die Einrichtung von Depots und historischen Archiven verzichten und sich ganz der Einführung in die Grundprinzipien der modernen Naturwissenschaft und Technik widmen. Bei solchen „Science-Centers“ steht im Vordergrund „action“ von sehr unterschiedlichem Anspruchsniveau, angefangen vom Kinderamusement im „Science-theatre“ bis hin zur wissenschaftlichen Experimentalvorlesung.

„Wenn diese kleine, grob skizzierte Museumstypologie zeigt, daß jedes Museum erwächst und sich Aufgaben stellt aus dem Selbst- und Technikverständnis seiner Gründungszeit, vor welchen Aufgaben steht dann ein Technikmuseum, das 1980 seine Planung beginnt? Es seien hier einige Postulate genannt, deren Realisierbarkeit die geplanten Museen in Berlin, Dortmund, Mannheim oder Nürnberg erweisen werden. Daß dies nicht unmöglich ist, zeigen die Ansätze des Museums in Rüsselsheim, das nicht zufällig gerade den Europapreis 1980 für die beste Präsentation erhielt.

Wenn überhaupt einmal eine Grunderfahrung als für unsere Generation bezeichnend gesehen werden wird, dann wird es die (Wieder-)Entdeckung der Zusammenhänge sein ...

Wissenschaft und Technik sind nicht die Überwindung der Natur, sondern ihre Entfaltung. Wo Technik sich löst aus dem Zusammenhang der Natur, trägt sie nicht diese, sondern sich selbst zu Grabe ... Die Natur kann überleben ohne den Menschen, der Mensch trotz (oder wegen!) seiner hoch entfalteten Technik nicht ohne die Natur. Eben das zu zeigen, ist Aufgabe eines Technikmuseums. So ist es höchst fragwürdig, wenn Museen — trotz aller vielleicht notwendigen Arbeitsteilung — die unselbige Spaltung beibehalten, Natur, Biologie, Ökologie, Hygiene, den sogenannten ‚naturkundlichen‘ Museen zuzuweisen, Physik und Technik hingegen anderen Spezialmuseen. Der Zusammenhang ist sichtbar zu machen, gleich ob von Verkehr, Energie oder Chemie gesprochen wird.

Naturwissenschaft und Technik stehen ebenfalls nicht neben, sondern im übergreifenden Zusammenhang der Kultur. Sie sind integraler Bestandteil der menschlichen Kultur, auch wenn alte Bildungstradition die Spaltung zwischen den ‚beiden Kulturen‘ so schwer überwinden läßt. Dann aber geht es nicht an, daß neu zu planende Technikmuseen die Welt der Technik darstellen, als bestünde diese nur aus einer linearen Reihe einfacher oder hochkomplizierter Apparate, Maschinen, technischer Systeme, garniert mit Erfinderporträts. Technikmuseen, die — trotz aller Arbeitsteilung mit Naturkunde-, Volkskunde- und Kunstmuseen — die technische Entwicklung nicht in den kulturellen Kontext stellen, zeigen ein blasses Skelett, nicht das volle Leben der

Technik. Dazu gehört z. B. der ganze Bereich der sogenannten ‚Industriekultur‘, der ‚gesellschaftlichen Bezüge der Technik (mag das Wort ‚gesellschaftlich‘ auch belastet, weil ideologieverdächtig sein — ist die Technikdarstellung ohne diese Bezüge nicht noch ideologieverdächtiger, weil technikgläubig?). Nicht ist selbstverständlich, auch die Technik wird erst verständlich in ihrem kulturellen Bezug!“

Ein **Museum der Arbeit** wird in Hamburg entstehen. Man rechnet damit, daß in etwa fünf Jahren das Museum, das möglichst in einem alten Fabrikgebäude untergebracht werden soll, eröffnet werden kann. Viele Dokumente und Gegenstände der Arbeiterschaft und der industriellen Arbeitswelt seien bereits vernichtet durch Kriegseinwirkung, Sanierung, Entrümpelung, Umzug oder Mangel an historischer Rücksicht. Zahlreiche Geräte aus stillgelegten Fabriken würden achtlos verschrottet. Der Förderverein „Museum der Arbeit“ will retten, was noch zu retten ist.

In dem Museum, das Geschichte „zum Anfassenden“ vermitteln will, soll die Hamburger Entwicklung zum Industriezentrum, zum Beispiel die Arbeitswelt und der Lebensalltag der Schiffsbauer und Schiffszimmerer, Bauarbeiter und Drucker, Transport- und Hafenarbeiter besonders berücksichtigt werden. Sammeln ist nur die eine Aufgabe des geplanten Museums; das zusammengetragene Material soll zum Mittelpunkt möglichst erlebnisreicher Kurse, Seminare und Veranstaltungen gemacht werden, die beispielsweise so aussehen: „Eine Gruppe von Metallarbeitern verbringt einen zweiwöchigen Bildungsurlaub im Museum der Arbeit. Ihr Thema: Humanisierung der Arbeitsplätze auf der Werft ... Einige ältere Kollegen erläutern den jüngeren den Umgang mit alten Drehbänken, Schweißgeräten und Niethämmern im Museum. Nach diesem ‚technisch-geschichtlichen‘ Einstieg arbeitet die Gruppe im Archiv des Museums: Flugblätter, Mitgliedsbücher, Zeitungen und Plakate des Metallarbeiterverbandes von 1933 werden studiert; die älteren Kollegen berichten über den Aufbau der IG-Metall in der Nachkriegszeit.“ (Faltblatt) Grundsätzlich solle der menschlichen Lust am Ausprobieren, Üben und Lernen in einem solchen Museum keine Grenzen gesetzt sein.

## Einrichtung eines Industriekulturfonds

Die hier in ihrem Selbstverständnis vorgestellten wichtigsten Museumsplanungen haben als gemeinsamen Nenner alle die Absicht, dem industriellen Alltag („Maschinenwelt und Alltagsleben“) zum Ansehen und damit zu Ansehen zu bringen. Die föderative Struktur der Bundesrepublik und die unterschiedliche Trägerschaft bringen es mit sich, daß der Erfahrungsaustausch zwischen den Planungen und die Koordinierung der Projekte noch wenig entwickelt ist; gerade dadurch aber könnten Doppelarbeit und Fehlinvestitionen vermieden werden.

Da insgesamt die Erhaltung und Erforschung sowie die Präsentation der Industriekultur einen wichtigen Beitrag zu republikanisch-demokratischer Identität leisten kann, wäre es notwendig, daß der Bund seine kulturpolitischen Bemühungen um „nationale Repräsentanz“ gerade auch diesen Projekten zuteil werden ließe. Ein gewichtiger Teil der für die bislang gescheiterte Nationalstiftung zur Verfügung stehenden Mittel sollte den Arbeiten und Projekten zum Thema „Industriekultur“ in den verschiedenen Regionen und Städten in diesem Sinne zugeführt werden. Aus diesem Grund hat die Stadt Nürnberg die „Einrichtung eines Industriekulturfonds“ angeregt und in einer Denkschrift begründet:

*Wir befinden uns gegenwärtig in einer Phase beschleunigter Modernisierung. Die Sanierungsproblematik in unseren Städten ist unübersehbar geworden. Bausubstanz aus den durch die Industrialisierung bedingten Urbanisierungsschüben der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist heute überaltert und muß den veränderten kulturellen Standards angepaßt werden. Stadtviertel und Häuser aus der zweiten Industrialisierungswelle nach 1880 sind sanierungsbedürftig und müssen entweder erneuert oder abgerissen werden. Vertraute Lebensumwelt und vielfältig gestaltete Formen der Alltagskultur verschwinden gleichzeitig damit. Die Automatisierung und Rationalisierung der Arbeitstechnik sowie der Maschinenparks sind vor allem durch die dadurch verursachten sozialen Fragen in unserem Bewußtsein ...*

*Dieser Wandlungsvorgang ist jedoch keineswegs nur unter dem — zweifellos entscheidenden — wirtschaftlichen Aspekt zu sehen oder auf diesen zu reduzieren. Vielmehr liegt darin auch in sehr hohem Maße eine kulturelle Dimension, die wir verstärkt beachten müssen. Wir haben in den letzten Jahren wieder stärker begonnen, unsere individuelle wie kollektive Erinnerung ernst zu nehmen, sie bewußt zu machen und uns selbst zu vergewissern. Das Interesse in der Gesellschaft für Geschichte ist enorm gestiegen. Wir erfahren, daß mit kollektiver Erinnerung ein wesentliches Stück kollektiver Identität verknüpft ist. Wenn wir darauf verzichten, erfahren wir dies als Verlust: kulturelle Verarmung in der kommunalen Lebenswelt wird dann empfunden und zu Recht beklagt. Verzicht auf das Verständnis des Wandels unserer Lebenswelt ist die Konsequenz. Verlust von Orientierungsfähigkeit in den sich verändernden gesellschaftlichen Lebensbedingungen, aber auch des Verständnisses der Erfahrungen von Menschen, mit denen wir zusammenleben, die jedoch anderen Generationen angehören und daher von anderen epochentypischen Erfahrungen geprägt wurden, müßten dann hingenommen werden.*

*Am augenfälligsten erleben wir den sozialen und kulturellen Wandel daran, daß die dinglichen Formen der Gebrauchskultur beschleunigt altern. Die Welle der Entrümpelung seit den sechziger Jahren hat einen großen Teil der seit Jahrzehnten bewahrten Gegenstände des Alltags und der häuslichen Lebenswelt vernichtet. Sie sind selten und daher verstärkt Gegenstand eines schwunghaft aufblühenden spekulativen Handels geworden, der sich das nostalgische Grundgefühl der letzten Jahre zu eigen macht. Die Modernisierungswelle der siebziger Jahre hat in vielen Sektoren der Arbeit die Maschinen der zwanziger Jahre und die — soweit sie noch existieren — aus den industriellen Phasen davor durch mikroelektronisch gesteuerte Automaten ersetzt ...*

*Die Darstellung des historischen Wandels unserer industriellen Gesellschaft ist eine dringliche Gegenwartsaufgabe geworden. Die Si-*

cherung und Sammlung der Zeugnisse der Arbeit und des Lebens der Menschen der verschiedenen gesellschaftlichen Schichten muß mit Konsequenz angegangen werden, bevor dies unmöglich geworden ist. Die Bearbeitung von Themen der technischen Kultur, durch die wir Abstand zur unmittelbaren Gegenwart bekommen und Gelegenheit erhalten, die Wirkungskräfte der instrumentellen und der dinglichen Formen unserer Industriekultur zu betrachten und zu reflektieren, muß institutionelle Formen finden ...

Dies ist gegenüber den regionalen Sonderformen der Kultur in der traditional-agrarischen Gesellschaft eine bedeutsame Veränderung ... Die Sammlung dieser dinglichen Güter und ihre Interpretation im Rahmen einer gesellschafts- und kulturgeschichtlichen Darstellung muß daher im nationalen Zusammenhang betrieben werden, aber in den konkreten kommunalen und regionalen Sonderformen erfolgen. So ist diese Aneignung von geschichtlicher und kultureller Tradition vom Arbeitsprogramm her wesentlich eine kommunale Aufgabe, die jedoch in der Bedeutung ‚nationaler Repräsentanz‘ gesehen werden muß.

Um die Kultur- und Lebensformen der industriellen Gesellschaft bezeichnen und erfassen zu können, hat sich der Begriff „Industriekultur“ als tragfähig erwiesen. Im Zeichen eines neuen demokratisierten Kulturbegriffs kann dieser jedoch nicht nur auf eine an den Kategorien und Normen des Bildungsbürgertums gemessenen Ästhetik begrenzt werden, sondern die materielle und immaterielle Gebrauchskultur der Fabrikanten wie der Arbeiter, der Angestellten wie der Dienstboten, der Handwerker wie der Beamten — der Menschen also, die insgesamt in den industriell geprägten Lebensbereichen zusammenleben und -leben — müssen erfaßt, gesammelt und dargestellt werden.

Dieser pluralistische Kulturbegriff bietet den Angehörigen der verschiedenen gesellschaftlichen Schichten die Möglichkeit, ihre eigene Lebenswelt, ihre Arbeit, ihre Erfahrungen einzubringen und in bekannten Gegenständen der eigenen Lebensumwelt wiederzufinden. Dies gilt aber insbesondere auch für diejenigen gesellschaftlichen Gruppen, die bisher zu

den Aktivitäten des Ausstellungswesens oder den Weihen des Museums in Distanz standen. Somit stiften die Bemühungen um Bewahrung von Zeugnissen der Industriekultur und der lebensgeschichtlichen Erfahrungen in hohem Maße kollektive Identität und stärken ein demokratisches Geschichtsbewußtsein, das vom Wandel der gesellschaftlichen Strukturen und politischen Verhältnisse ausgeht ...

Um diese neue Form kulturell-geschichtlicher Arbeit zu etablieren, sind Anstöße und gezielte Initiativen lokaler, aber auch nationaler Art notwendig. Es wird daher vorgeschlagen, einen Industriekulturfond einzurichten, aus dem Initiativen und Modellprojekte zur Erschließung, Sammlung und Darstellung der Industriekultur mitfinanziert werden können. Ziel dieser Maßnahme ist es, Pilotprojekte zu fördern, in denen kulturelle Feldarbeit geleistet wird. Solche Anstöße müssen vor allem im kommunalen Bereich aufgenommen werden, da in der Überschaubarkeit der Stadtgemeinde, des Stadtteils und der Nachbarschaft am direktesten der Zugang zu exemplarischen Objekten und Dokumenten der Alltags- und Industriekultur aus der unmittelbaren Lebenswelt möglich ist ...

Im Interesse der vergleichenden Erforschung nationaler Bedingungen ist es unbedingt sinnvoll, die Einzelprojekte zu koordinieren und von übergreifenden strukturellen Prozessen aus anzulegen. Es muß zur Koordinierung neben einem wissenschaftlichen Fachausschuß auch eine impulsgebende und kooperationsstiftende Arbeitsstelle mit ausreichend ausgestattetem Haushalt eingerichtet werden, um zentrale Maßnahmen und Koordinierungen realisieren zu können ...<sup>45)</sup>

Der hier vorgelegte „Lagebericht“ über den Stand der Bemühungen um das industriekulturelle Erbe in der Bundesrepublik Deutschland sollte einen Kulturbereich eingrenzen und erfassen, in dem nationale Identität sich überzeugend herausbilden kann — über die Beschäftigung mit „handgreiflich“ vermittelter, unsere individuelle wie kollektive Existenz tief berührender Geschichtlichkeit.

<sup>45)</sup> Einrichtung eines Industriekulturfonds. Denkschrift, erarbeitet vom Schul- und Kulturreferat der Stadt Nürnberg/Centrum Industriekultur, Verfasser: Dr. Wolfgang Ruppert.

## Hermann Glaser: Industriekultur und demokratische Identität

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 41-42/81, S. 3—46

In zunehmendem Maße wird Alltagsgeschichte ein Schwerpunkt historischer Betrachtung; der „Perspektivenwechsel“ verhilft geschichtlicher Reflexion zu einer neuen Sinngebung. Vor allem vermag die Beschäftigung mit der Industriekultur, als einem besonders naheliegenden Teil der Alltagsgeschichte (gemeint sind die Lebens- und Arbeitsformen im Zeitalter der Industrialisierung), dazu beitragen, demokratisch-republikanische Identität zu stärken — ist doch diese Epoche nicht nur eine Zeit, die „Trauerarbeit“ notwendig macht, sondern auch „Stolzarbeit“ ermöglicht.

Die Kulturphysiognomik des 19. und 20. Jahrhunderts zeigt Erfahrungen auf, die für die Bewältigung der angesichts der „Grenzen des Wachstums“ auf uns zukommenden „Gleichgewichtsgesellschaft“ sehr wichtig sind; sie schärft zudem den Blick für die Gefahren der Regression, wie sie manchen kulturpessimistischen und antizivilisatorischen Strömungen unserer Zeit zu eigen ist.

Dieser „Lagebericht“ zum Stand der Erforschung von Industriekultur beschäftigt sich besonders mit praktischen Folgerungen: wie etwa Geschichte in Ausstellungen „anfaßbar“ gemacht werden kann; Projekte, die der Museumslandschaft neues Terrain erschließen, werden in ihrem Selbstverständnis vorgestellt.